

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 17. Mai 1931.

Sommerreise einer Pelzrobbe.

Von H. M. Tres.

Sie schlief nicht, sie konnte nicht schlafen, sie bewegte sich ruckelos, zu heiß war ihr — die sie den nördlichen Stillen Ocean zur Wiege gehabt hatte, solch eine schöne Blut, solch einen Atem von nie verwehlender Frische!

Dier im Tiergarten hatten die Menschen ihr möglichtes getan, um einen erträglichen Aufenthalt zu schaffen. Dennoch: wie flach, wie klein war diese Wassergrube, drei Meter in der Tiefe, ein Duzend im Quadrat. Wie schlecht ließ sich schwimmen; kaum holte man aus, da mußte man schon wieder vor einer Zementwand bremsen. Und immer lebte man wie in abgestandener Luft, trotzdem ein größeres vergittertes Loch gleich hinüberführte zu einem Stromarm, der durch den Garten geleitet war und alle peiste, die da kaltes Wasser brauchten; die Eisbären und die vielen Sorten von nördlichen Schwimmvögeln.

Die Robbe witterte den frischeren Strom. Sie tauchte hinab und durchschlüpfte das Element, dem sie verhaftet war, lautlos. Ihr Kopf mit den kleinen Ohrmuscheln, sich wiegend auf langem Hals, durchbrach ebenso lautlos aufwärts den Wasserspiegel. Stieß nicht ein menschenähnliches Gesicht in die Mondnacht? Es holte Luft, es lauschte — und verschwand schon wieder, unhörbar verschluckt, es arbeitete unten, dort, wo das Gitter war, das junges Wasser durchließ — ach, viel zu wenig für die hier nach Kühlung.

Sie wog ein paar Zentner, sie war ihre guten zwei Meter lang, der Wärtter hatte ihr — seiner Bessie, die er liebte, — beigebracht, was die billigen Seelöwen in jedem Zirkus und Zoo längst können: einen Ball auf der Schnauze zu wiegen. Mit dieser geschickten Schnauze stieß Bessie starrköpfig dort unten gegen das engmaschige Gitter — an einer Stelle, die schon wackelte seit Tagen.

Und sie gab nach, die Stelle — das ganze Gitter gab nach. Dürfte die Robbe nicht immerfort verzweifelt nach dem reineren, kühleren Gewässer gedrängt, das färschlich durch die Zirkusmauern gedrückt wurde — sie wäre längst frei gewesen.

Nun ward sie es erst, als sie nach einem ihrer ungezählten Luftaustauschmanöver wieder hinabfuhr und als der Druck des Wassers mittlerweile das schlatternde Sieb vollends gelodert und nach innen aufgedrückt hatte.

Gleich schob sie durch den kurzen Gang — ein lebendiger Torpedo, der das Rohr verläßt. Der walsenförmige Körper bebte, die Flossen ruckten ruderten gegen die Strömung.

Was die Technik an Wertvollem gelernt hat, hat sie von den Tieren gelernt. Und eine Robbe braucht sich nicht zu scheuen vor dem Tempo, das ein Unterseeboot anschlägt. Bessie war längst durch den kleinen Wasserarm in den großen Fluß gelangt, ehe der Wärtter, der Nichtsahnende, sich schwerfällig im Bett von der einen Seite auf die andere verstaute hatte.

Noch sie das Meer auf tausend Kilometer Entfernung? Wollte sie sich dorthin aufmachen? Im breiten Bett fuhr sie stromab, aber gewiß nicht deshalb, um mitten in die Stadt zu geraten, was ihr nun geschah. Die erste Brücke noch an der Peripherie, passierte sie ungehört, auch die zweite, die eine Eisenbahnbrücke war, aber an der dritten gab es unerklärliche Zwischenfälle für alle Parteien.

Es war noch nicht spät für eine Großstadt, zumal in heißer Jahreszeit elf Uhr nachts; viele waren noch auf den Beinen, ein Kino entleerte gerade seinen ständigen Raum, und alles strebte auf den nahen Brückenböden, um einen freieren Atemzug zu tun — da ruderte Bessie unten vorbei.

Sie tauchte nicht weg, sie scheute sich nicht vor Menschen, sie war über Wasser, um Luft zu holen und schnuppernd umherzuspielen, gleich würde sie wieder unten sein, sie hatte sich gewöhnt an solche Gebilde, wie sie da oben auf dem geschwungenen Felsen standen und gestikulierten und schrien — so, wie sie's auch getan hatten in jenem Garten, aus dem sie davongeeilt war.

Was ging sie das an? Aber nun mußte sie doch schärfer hinsehen, denn es kam etwas herabgefallen. Vortrefflich geworfen, flatterte ein Rettungsring in ihre nächste Nähe; nur durch eine der blühenden und sicheren Kopfwendungen entging sie dem Schicksal, hart getroffen zu werden. Sofort errang sie: Futter war das nicht. Unbrauchbares Zeug — etwa feindliche Handlung von dort oben? Sie verschwand und hörte nicht mehr die Stimmen, die durcheinander gestießen.

Die Erregten riefen: „Ein Schwarzer muß es gewesen sein!“ — „Aber sooo große Augen!“ —

„Mein Gott, die Angst macht den Blick weit — wenn Sie am Ertrinken wären...“

Die gerade aus den gruseligsten Sensationen des Kinos kamen, waren besonders geeignet für den Vorfall und seine Ausdeutung. „Haben Sie ihn jammern hören: Hulp mi?“ — „Der Portier, der Regier vom Café Ehrenfried, ist es gewesen, ich lag ihnen, kein anderer!“ — „Wie man den Ring nur so ungeschickt werfen kann!“ — „Das ist wahr, ja, der Ring hat nichts gebissen, der hat den Armen getroffen wie ein Kolbenhieb.“ — „Ein Mord ist das mit dem Ring.“ — „Sie, haben Sie's gehört, was Sie angestellt haben?“ — „Schwaben Sie keinen Mist, ich hab schon mehr Menschen gerettet wie Sie.“

„Aber den nicht, den nicht!“ — „Springen doch Sie ihm nach!“ — „Das müßte man, das müßte der tun, der ihn geliefert hat.“ — „Freilich ohne den wär der andere nämlich noch herausgekommen, leicht obendrein...“

Es ließ nicht nach, es steigerte sich, immer wurden die Redenarten und bißiger. Weil von keinem was Rechtes getan war, beschuldigten sie den einen, der wenigstens gehandelt hatte, schlimmer vergehen. Bald flogen nicht nur Worte hin und her — auch Flüche und Flüche. Die Herren Wachmeister bekamen zu tun.

Die Robbe war schon weit. Sie hatte die Räder anderer Brücken vor sich und unter Wasser passiert. Nur im schwarzen Schatten von Bögen, an der Raimauer im Baum, schatteten tauchte sie hoch und schöpfe Atem. Eine stille Rixbank lud sie zur Rast: Sie schob sich hinauf, lag trübselig und metallisch glänzend unter den Sternen. Ihre Flossen klatschten

leucht und leise. Hier war gut sein, der Nachwind bestrich kalt die breite Fläche des Flusses, auf durchkühlten Steinen lag sie und schnob feucht. Enten hatte sie zu Nachbarinnen, die ein wenig schnatterten, ein wenig abräuften und berubigten den Kopf wieder unter den Flügel steckten.

Aber die Ruhe dauert nicht lange. Ein spätes Liebespaar, das in den Flußanlagen herumtrief, entdeckte den schwärzlichen, verhalten bewegten, mondspiegelnden Kolos auf silbrigem Grund.

Wochenende.

Sind die Tage arbeitseingesponnen,
Ist der Abend lächelnd und versonnen,
Der gelassen sich dem Sonntag neigt.
Wer gefront hat viele Werkelstunden,
Fühlt sich nun von jeder Pflicht entbunden,
Da des Dienstes strenges Müssen schweigt.

Sehn die steinmurmert engen Straßen,
Die nur wenig Himmel abhnen lassen
Jetzt nicht wunderbar verändert aus?
Denn sie führen nicht zu Alltagsorgen,
Sondern in ein seltsames Morgen,
Hin zu Wäldern, Strom und kleinem Haus.

Daß der Abend sich recht endlos dehnte,
Der in langer Woche sehr ersahnte,
Daß der Sonntag leuchtend sei und klar!
Mädchen werden mit dem Liebsten gehen,
Und von Sonne, Glück und Windeswehen
Wird ein Duffen sein in ihrem Haar.

Zoe Droplen

Der Mann und die Frau traten dicht an die Böschung. Sie rief ängstlich „Hallo!“, er warf auf das unerklärliche Phänomen seine Blicke hinunter, erst kleine, dann größere, handfeste Brocken. Sie waren richtig gesiebt, und hier auf dem Trocknen ging es nicht, ihnen auszuweichen, wie vorhin dem Rettungsring.

Die Robbe sah sich vertrieben, sie watschelte sögernd ins Wasser zurück — aber dann reiste sie um so eiliger hinweg.

„Was für Viehzeug lebt denn jetzt gar in der Jor?“ — „Was für Viehzeug, wenig befriedigt von seinen Stelawürfen.“ — „Ein Krokodil!“ — „Schauerte die Frau.“ — „Es wird bei uns wie am Nil. Wahrscheinlich züchten sie die Fuder hier, versteckt, wegen dem Leder. Das ist wieder nur weiter als ein narisches Berliner Unternehmen.“

Die Welt der Frau.

Kinder und Schule.

Von Karin Michaelis.

Unter dem Titel „Das Antik des Kindes“ hat die berühmte dänische Schriftstellerin Karin Michaelis Bilder und Studien aus der Welt unserer Kinder veröffentlicht. Das Buch ist im Verlag Neufeld und Senius, Berlin, erschienen. Aber das schwierigste Kapitel „Kinder und Schule“ erzählt Karin Michaelis:

Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, so kommt mir vor, als wäre das ganze Leben naher nur ein einziger langer Glückstraum gewesen, während die Schuljahre mir als eine Ewigkeit erschienen. Meine Lehrer und Lehrerinnen waren dabei sicher weder besser noch schlechter als die meisten sogenannten Pädagogen jener Zeit. Trotzdem verließ ich die beste Schule der Stadt so ungebildet, wie es wohl kaum ein modernes Kind von zehn Jahren jetzt sein kann. Wenn ich nicht rein zufällig gleich nach der Schule einen Kursus von zehn Monaten bei einer Deutschschullehrerin genommen hätte, die dänisch sprach, als wäre sie in Dänemark aufgewachsen, so wäre ich blind und ahnungslos ins Leben hinausgelaufen.

Ich liebte meine Lehrer nicht und ich haßte sie nicht, sie waren mir so gleichgültig wie ich ihnen. Wir trafen uns in der Schule um acht, sangen erst haarschrägend seltsam ein Morgenlied, um dann Stunde um Stunde abzusitzen, mit nur fünf Minuten Pause zwischendurch, bis die Turmuhr zwei schlug. Jeder Tag war mir summe wie bei der gewissen Folter, bei der unaufhörlich ein Tropfen nach dem anderen auf eine bestimmte Stelle des Kopfes fällt. Natürlich lebte ich auch noch ein ganz anderes Leben außerhalb der Schule, ich war oft wild und übermütig, da es aber zu Hause Kummer, Sorgen und Krankheit gab, war ich dort nicht weniger bedrückt als stumpf in der Schule. Die Aufgaben lernte ich nicht, das war überflüssig — wir hatten ja ein bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildetes Schwindelsystem. Wir saßen zu zweit auf der Bank und konnten alles von dem Buch ablesen, das am Rücken des Vordermannes angebracht war. Nur die Armen in den vordersten Reihen

Das vermeintliche Krokodil schwamm bis zum Tagesgrauen. War nun die erreichte Gegend friedlich und menschenleer genug? Ja — wäre nicht Hochsommer gewesen und die Schar der Feriengäste so sehr übers Land verstreut, daß noch das letzte Dorf nichts anderes war, als ein entfernter Winkel der Großstadt.

Zu den Besuchern solch entfernter Winkel gehörte Pelzhändler Knopf. Er war Frühaufsteher, besonders deshalb, weil er in diesen brühheißen Tagen das junge Bad des taugigen Morgens schätzte. Er renommierete gern damit, um fünf Uhr schon munter zu sein; freilich legte er sich oft nach seiner Wassertour heimlich nochmal ins Bett.

Aber heute nicht, heute gab es zu tun. Denn folgendes widerfuhr ihm:

Sein Söhnchen an der Hand, betrat er den Badewinkel des Flusses. Und sah dort etwas liegen zu seinem grenzenlosen Staunen, das bald in ein zufriedenes, ja freudiges Übergang — etwas, was er auf Grund seiner Fachkenntnisse als Prachtexemplar einer Seebärin, die den teuren Sealskin liefert, unschwer agnosizieren konnte.

Er war geistig auch klug genug, um sich zu sagen, dieses Tier sei hier nicht heimisch, sondern irgend einer Gefangenschaft entwischt. Zumal es suttelhaft schien. Aber ihn beschäftigte stärker etwas anderes: die herrliche Fellware.

Eilig überdachte er mancherlei. Jedenfalls war die Erscheinung den wilden Bestien zugehörig — und völlig ungebührig an einem Badeplatz. Schwer beunruhigend — ja, glatt hin gefährlich.

Das Söhnchen schrie und klammerte sich an ihn. Machte die Robbe nicht eine Bewegung gegen beide? Sie tat es schnuppernd. Hunger nagte in ihr, der Fluß hatte keine Nahrung hergegeben — ach, er war kein fischreicher Ocean; jetzt erhoffte sie so etwas wie den Wärtter mit dem Eimer voller Brachsen.

Pelzhändler Knopf entschloß sich. Die Haltung der Bestie war feindselig, sie griff das Kind an. Er würde später den Leuten nachträglich und bildebreit demonstrieren, wie sich abgepielt hatte.

Nun fehlte ihm noch das Werkzeug. Er führte keine Waffe mit sich, natürlich nicht — ein harmloser Kurgast. Aber unter lag ein angeschwemmter Pfahl, armdick, wasserdrückt und schwer. Er griff ihn auf, er wog ihn in der Hand, die Sport zu treiben gewohnt war. Wer treibt heute nicht Sport?

Knopf ging langsam an das Tier heran, das die dunklen Augen fragend zu ihm hob, und erledigte es mit zwei wohlgezielten kräftigen Hieben über die Nase. Daß man am schwedischsten so verfährt, wußte er — Kaufmann in dieser Branche. Der Fels bleibt unbeschädigt; wenn man schießt, gibt es Löcher.

Alles ging gut. Er alarmierte das Dorf. Ihm wurde gedankt. Und als er entgegenkommend darauf hinwies, der Kadaver werde in der Zuhilfenahme schnell verworfen, wenn man ihn nicht gleich zerfleisere und verwerte, da geriet er in die Lage, die Überdies für wenig Geld erwerben zu können, das später an jenen Zoologischen Garten abgeführt wurde.

Aber er selbst begnügte sich mit Bessies Fell; Fleisch und Fett schenkte er großmütig den Bauern, die ihre Schweine damit fütterten.

Freilich, der Zoo konnte seinen Verlust vorerst nur in der Weise ausgleichen, daß er für die magere Ersatzkumme einen gemeinen Seebär beschaffte, der seinen halslosen Kugelhals unter Gebell im Bassin posierenfuhr.

konnten nicht schwindeln — aber das waren ja auch die Streber der Klasse, die unbegrifflicherweise eine Ehre darin setzten, die Ersten zu sein.

Vielleicht war ich kein Normalfall, weder in der Klasse, noch überhaupt in der Schule, ich kann das nicht sagen. Ich weiß nur, daß meine Gedanken immer abschweiften, daß ich die trodene Schulweisheit wie knirschenden Sand unter den Zähnen empfand, daß ich wie zwölftausend Gefangenen unter leerem Zwang auf meinem Platz saß und vor Langeweile dahinwelkte. Was ging es mich an, wann Ludwig XIV. gelebt hatte, ich konnte dem Mann ja doch nie begegnen, er konnte mir ja doch nichts Interessantes erzählen. Ich war von einer übertriebenen Wissbegierde, nur daß diese in der Schule nie auch nur im geringsten befriedigt wurde, man gab mir immer Steine statt Brot. Außerhalb der Schule gab es nichts, was mir gleichgültig sein konnte, weder der Mann, der auf seinen verküppelten Beinen herumhumpelte und das Gras zwischen den Pflastersteinen mit einem verrosteten Messer ausgrub, noch der Mistbauer, der nachts durch die Straßen donnerte, während der Gestank seiner widerlichen Fracht bis in mein Schlafzimmer drang und sich wie ein Alldruck auf mich legte, ein Alldruck, der um so schrecklicher war, als ich mit offenen Augen schlaflos da lag.

Die größte lebende Pädagogin, der ich je begegnet bin, Frau Dr. Eugenie Schwarzwald, sagte einmal: Kein siebenjähriges Kind darf etwas lernen, was es nicht leidenschaftlich gerne auch mit sieben Jahren lernen möchte! Wenn man diesen Ausspruch zur Grundlage des modernen Unterrichts macht, müssen wohl die meisten Lehrbücher einer gründlichen Revision unterworfen werden.

Eugenie Schwarzwald sagt an einer anderen Stelle: Die Schule soll den Kindern ein Klub sein! Derartige Worte. Wahre Worte. Sie meint damit ja nicht, daß die Kinder in diesem Klub trinken oder spielen sollen, sondern daß die Schule ihnen dieselbe Freiheit sein soll, wie (leider so oft) der Klub den Männern. Und wenn auch die meisten Eltern in dem seligen Glauben leben, daß sie sich so benehmen, wie sie es den Kindern gegenüber verantworten

können, so dürften doch nur unendlich wenige die Hand erheben können, um zu schwören, daß niemals durch ihre Schuld ein Schattchen auf das strahlende Antlitz ihres Kindes fiel und Glück und Freude erlöschte. Ob die Eltern wie die Turteltauben leben oder wie Hund und Kabe, berührt im Grunde genommen nicht eigentlich das Verhältnis zu ihrem Kind, solange sie zusammen sind und zusammen dem Kind ein Heim bieten. Es ist ihre unverbrüchliche Pflicht, dem Kinde liebe Mißstimmung zu verbergen — nicht durch trotziges Schweigen oder durch erzwungenes Lächeln, sondern durch die ehrliche Einsicht, wie schändlich es ist, die eigenen Sorgen und Kummer an dem unschuldigen Kind auszuheben zu lassen.

Aus gemusterten Sommerstoffen.

Großblumige Stoffe gibt es in diesem Sommer ausschließlich in Seidenmuffelinen (Chiffon). Sie sind so leicht und dünn, daß wir getrost zehn Meter zu einem Kleid gebrauchen können. Haben doch diese eleganten Kleider meist noch ein Jäckchen oder ein fast bis zur Taille reichendes Cape, dessen lange, breiten Enden man im Rücken zu einer großen Schleife binden kann. Die Chiffonkleider sind alle ärmellos, weil sie für den späten Nachmittag oder für den Abend in einem vornehmen Kurort bestimmt sind. Sie wirken am schönsten, wenn man nur das Kleidmaterial zur Geltung kommen läßt und von hellem Auspus vollkommen absteht. Nur als Gürtel kann man, wenn man etwas Abwechslung schaffen will, ein Seidenband nehmen, das vorn, seitlich oder gar rückwärts zu einer originellen Schleife geschnitten ist.



Links: Chinatrepp mit Phantasiemuster in blau, gelb und grün.
Mitte: Kreppstirn-Kleid mit neuem, unregelmäßigem Kragen.
Rechts: Seidenripps (Doupion) mit kleinen, flott wirkenden Mustern.

Aber auch in Seidenripps (dem sogenannten Doupion), gibt es reizende Blumenmuster, die Stiefmütterchen, Bergklee, Ackerblumen, Sternblumen, Fuchsen, Rosen und Margueriten zeigen oder in netten Farbensammlungen der Malerphantasie entsprungen. Stängel, Blätter und kleine Kringelchen bringen meist einen zweiten und dritten Ton in diese Stoffe. Am schönsten wirken sie mit bescheidenen runden, spitzen oder viereckigen Ausschnitten. Nur die kurzen Ärmeln bekommen eine einfarbige Manschette. Man kann aber auch die Ärmel mit dunklen Langweilen veräubern und statt eines Ärmels kleine Capeteichen den Ärmeln aufsetzen, die nur die Ärmelgelenke bedecken. Die kurztaillige Bluse läßt sich durch Längs- oder Bogenschnitte aufteilen, die wiederum mit Langweilen bestochen werden sollten. Den Rock legt man in ein paar gegeneinandergelebte Faltengruppen. Und schon ist das neueste Modell fertig.

Knöpfe und Bänder, die großen Mode-Hilfsfaktoren passen zu jedem geblühten Kleid. Geblühte Muffelinenstoffe sind recht billig, und sie lassen sich elegant verarbeiten, wenn man die einzelnen Flächen der Bluse originell aufteilt und sie mit Stäbchenbündeln aus einfarbiger Seide wieder verbindet. Diese Handarbeit kommt besonders schön zur Geltung, wenn man zu hellgründigen Stoffen ein dunkleres Unterleid trägt.

Man kann zu einem kurzärmeligen Kleid einen Raglan-Schnitt benutzen, den man oben einschließlich der Ärmelchen in dicke, schmale Faltengruppen legt. Obgleich dieser Schnitt sehr modern ist, muß man doch vorher ausprobieren, ob das Stoffmuster dadurch nicht zu wirr wird. Ganz kleinblumige oder kleinfarbige Stoffe eignen sich nur dazu.

Für das Nachmittagskleid nimmt man geblühten Chinatrepp oder gemusterten Kreppstirn. Wenn man ein Jäckchen dazu arbeitet, können die Kleiderärmel in Wegfall kommen, sonst aber sind dreiviertellange oder ganze Ärmel vornehm.

Hat die Mode einen „Sinn“?

Eine nachdenkliche Betrachtung.

Von Jergard Erwich.

Das einzig Beständige an der Mode ist ihr ewiger Wechsel. Waren die Kleider gestern kurz und eng, so sind sie heute weit und lang, waren die bevorzugten Farben gestern rot und blau, so sind sie heute schwarz und weiß, trug man sich gestern als „Girl“, so triumphiert heute die Dame — und so weiter, und so weiter. — Dabei ist taufend gegen eins zu wetten, daß morgen wieder alles ganz anders sein wird, denn es ist eines der Grundgesetze der Mode, eine bestimmte Entwicklungsrichtung immer nur eine Zeitlang beizubehalten, um dann plötzlich in ihr genaues Gegenteil umzuschlagen. Die Mode gleicht also gewissermaßen einem Pendel, das ständig zwischen zwei Extremen (kurz — lang, primitiv — kompliziert, einfarbig — bunt und dergl.) hin und her schwingt.

Unwillkürlich fragt man sich, welchen Gesetzmäßigkeiten diese eigentümliche Pendelbewegung wohl unterliegen mag, was letzten Endes auf die Frage nach dem „Sinn“ der Mode überhaupt hinausläuft. Gibt es so etwas wie einen tieferen „Sinn“ in der Mode, existieren plausible Erklärungen dafür, warum die Mode an einem bestimmten

Zeitpunkt gerade so ist, wie sie ist, bestehen unterirdische Wechselbeziehungen zwischen der Entwicklung der Mode und den die jeweilige Epoche beherrschenden geistigen und kulturellen Strömungen?

Die Frage ist interessant genug, um sich näher damit zu beschäftigen, und in der Tat sind über dieses Thema bereits eine ganze Reihe mehr oder weniger gelehrter und geistreicher Abhandlungen geschrieben worden. Unter den verschiedensten Gesichtspunkten hat man in dem scheinbar regellosen Hin und Her der Modeströmungen einen konkreten „Sinn“ zu finden versucht — freilich ohne damit im allgemeinen allzuviel Glück gehabt zu haben. Denn immer, wenn man eine wunderschöne neue Theorie aufgestellt hatte, machte die Entwicklung der Mode eine unvermutete Schwentung, die von der Theorie aber auch gar nicht vorausgesehen war, und die das ganze kunstvolle Gedankengebäude jäh wieder über den Haufen warf.

Vielleicht das eplatanteste Beispiel haben wir gerade erst in jüngster Zeit erlebt. Noch vor zwei Jahren wurde überall mit Empfinden erklärt, daß das einfache, kurze, sportliche Kleid für jetzt und alle Zukunft das „einzige Mögliche“ sei, und daß keine Frau je auf den Gedanken kommen werde, sich wieder dem Zwang des langen, staubhangenden, bewegungsbehemmenden Rockes zu unterwerfen; unter Zeitalter der Arbeit und der Maschinen sei von „Kopf bis Fuß“ auf Zweckmäßigkeit eingestellt, wurde behauptet, und auch die weibliche Kleidung dürfe in dieser Hinsicht keine Ausnahme machen.

Rein verstandesmäßig läßt sich gegen diese Logik zweifellos kaum etwas einwenden — und trotzdem steht die Tatsache fest, daß sich das lange Kleid, zumindest für den Abend, innerhalb ganz kurzer Zeit wieder allgemein durchgesetzt hat. Und man ist der Meinung, daß die „neue“ Mode, die wieder richtige „Kleider“ verlangt, für die Frau eigentlich viel passender ist, als die des nirgends zureichenden Stofffüßchens — paßt ist all die Zweckmäßigkeits-Begeisterung von früher.

Der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit ist also schwerlich die geeignete Basis, um in dem Hin und Her der Modeentwicklung konkreten „Sinn“ zu finden. Sehen wir zu, ob wir bei der Wahl eines anderen Standpunktes mehr Glück haben. Wie wäre es z. B. mit dem der Schönheit? Schönheit ist bekanntlich etwas Relatives und im Laufe der Zeiten Veränderliches, so daß es theoretisch durchaus denkbar wäre, die jeweils herrschende Mode gleichsam als Spiegelbild der gerade geltenden Geschmacksrichtung aufzufassen.

Bei näherem Zusehen erheben sich jedoch auch hier berechtigte Zweifel. Denn erstens ist es kaum anzunehmen, daß sich das Schönheitsempfinden der Frauenwelt so rasch und radikal ändert, wie man es aus dem sprunghaften Wechsel der Mode schließen müßte; zweitens haben wir schon wiederholt Perioden gehabt, in denen die Mode ausgegebenermaßen ausgesprochen häßlich und unansehnlich war, und auch von der Mehrzahl der Frauen so empfunden wurde, was jedoch eben diese Frauen nicht daran hinderte, sich ihr bedingungslos zu unterwerfen. Als Beispiele seien nur der „Humpelrock“ und der seiner Zeit in zahllosen Couplets verpöbelte „Tournure“ genannt, doch läßt sich die Reihe mit leichter Mühe ins Endlose verlängern.

Wir leben also, es ist wirklich nicht ganz leicht, der launischen und schwankenden Modeentwicklung einen konkreten „Sinn“ unterzulegen. Aber ist denn das überhaupt unbedingt nötig? Besteht das nicht, um einen bekannten Vergleich zu gebrauchen, mit Kanonen nach Spaten schießen?

Der Jugendfreund.

Der schlaue CHINESE

Ein Erlebnis aus dem fernem Osten.

Ludwig Drescher streifte durch den Chinesenmarkt von Madras. Er wollte sich bei irgendeinem der Händler, die ihre Waren auf Tischen feilboten, einen Koffer erstehen, so ging das nicht weiter. All die langen Jahre in der russischen Gefangenschaft hatte er sich mit einem Umschlagetuch befehlen müssen.

Unschlüssig blieb er vor dem Stand eines Händlers stehen. Dort waren wohl Koffer; aber sie waren viel zu groß und unförmig. In heillosem Pöbel-Englisch, dem Kauderwelsch, das man in allen Hafenstädten der Welt hören kann, sprach ihn der chinesische Kaufmann, ein alter Knabe mit echt mongolischem Duenbgesicht, an. Ludwig Drescher erklärte ihm, was er brauche, und zeigte die Größe des gewünschten Gegenstandes mit den Händen an. Der Händler kratzte unter dem Stapel von Körben, Taschen und Koffern ein nettes kleines Kofferchen hervor und reichte es dem Deutschen zur Ansicht hin.

„Wieviel kostet das?“, fragte Ludwig Drescher. Der Chinese blinzelte durch den Spalt seiner Augen, kniff die Brauen zusammen und forderle: „Zwanzig Rubel.“

Aber Drescher ging weiter. Irgendwo würde er schon billiger zu seinem Kofferchen kommen. Er wandelte von Stand zu Stand. Nirgendwo sah er, was er brauchte. Nur am äußersten Ende des Marktes fand er noch einen Kofferhändler. Der Chinese verbeugte sich tief und fragte, womit er dienen könne.

„Ich brauche einen kleinen Koffer. Zeig mir, was du hast.“

Der Chinese reichte ihm einen Behälter aus Flechtwerk, wie er ihn schon bei dem anderen gesehen hatte.

„Was soll der kosten?“

„Zehn Rubel.“

Es war ein Mann mit dem typisch mongolischem Duenbgesicht.



Warum verzichten wir nicht auf alle tiefgründigen Erklärungsversuche und begnügen uns damit, festzustellen: die Mode wechselt, weil die Frauen Freude am „Neuen“ haben, ganz gleichgültig, ob dies Neue schöner oder häßlicher, praktischer oder unpraktischer, als das Vorhergegangene ist. Damit, sollte man meinen, ist alles gesagt, was sich über den „Sinn“ der Mode sagen läßt.

Der Spargel ist wieder da!

Jetzt kommt wieder die Zeit des Spargels. Mit Freude begrüßt es jede Hausfrau, wenn dieser „König der Gemüse“ auf den Märkten auftaucht; denn er ist mit Recht wohl das beliebteste aller unserer Gemüsearten, und sie kann sicher sein, wenn sie irgendein Spargelgericht auf den Tisch bringt, die begeisterte Zustimmung aller Familienglieder zu finden.

Beim Einkauf des Spargels muß man darauf achten, daß er hart und weiß ist, er muß sich leicht brechen lassen und die Bruchstelle saftig aussehn. Wenn die Köpfechen tiefrot oder blau sind, dann ist der Spargel nicht erstklassig. Er empfiehlt sich, den Spargel möglichst sofort zu verwenden. Ist man aus irgend einem Grunde gezwungen, ihn einige Tage liegen zu lassen, so kann dies geschehen, indem man ihn ziemlich tief in die Erde an einem schattigen Orte eingräbt. Pro Person rechnet man 350 Gramm bis 400 Gramm. Beim Schälen fange man vom Kopf an. Und zwar dort ganz flach und nach dem Ende zu etwas tiefer greifend. Man muß ein recht scharfes Messer dazu haben. Das untere Ende schneidet man, falls es hart ist, ab. Dann bindet man die Spargel zu Bündeln mit einem Zwirnsbündel zusammen (etwa 15 Stück) und kocht sie in Salzwasser langsam gar. Etwa dreiviertel Stunde bis eine Stunde. Wenn der Spargel nicht sofort aufgegeben werden kann, läßt man ihn am besten im Salzwasser liegen. Er wird gereicht entweder als selbständige Zwischenpfeife mit brauner Butter oder einer Sauce, oder als Beigabe zu Brathähnchen, Koteletts, Kalbsbraten, rohem Schinken und Rühreiern, oder auch als Rischi-gemüse, dann am besten mit Möhren.

Spargelsuppe.

200 Gramm Spargel werden in 1 Liter Wasser gar gekocht. Dann herausgenommen und in kleine Stücke geschnitten. Die Spargelbrühe wird leicht mit Mehl und Ei angequirlt, mit Fleischextrakt abgeschmeckt und 1 Stück Butter hineingegeben. Dann kommen die Spargelstücke wieder hinein. Man kann auch zur Bereitung der Spargelsuppe Spargelschalen verwenden. Diese werden natürlich herausgenommen.

Spargel gebaden.

Der Spargel wird gewaschen, geschält, in Stücke geschnitten, gargekocht und auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt. Dann bereitet man aus Butter und Mehl eine dicke Sauce und verdünnt sie mit Sahne und Spargelbrühe und schmeckt mit Muskatnuss ab. Dann kommen die Spargel wieder hinein. Alles wird in eine feuerfeste Porzellanpfanne gegeben, darüber Butter getan und Parmesanpulver gestreut und im Wasserbade eine Viertelstunde lang abgedeckt. Der Bratofen muß recht heiß sein. Wenn man die Sauce noch feiner haben will, kann man auch Champignons und Kalbsbraten dazwischen tun.

Spargelsauce.

Drei Eibutter und 1 Teelöffel Mehl werden mit Wasser glatt gerührt, Muskatblüte dazugegeben, unter ständigem Rühren heiß werden, aber nicht zum Kochen kommen lassen. Dann vom Feuer genommen und 125 Gramm Butter und einige Tropfen Zitronensaft hineingegeben.

„Du bist verrückt!“, erwiderte der Deutsche, „Den selben Koffer kann ich hier auf dem Markt schon für sechzehn Rubel bekommen. Ich werde ihn dort kaufen, wenn du ihn mir nicht billiger lassen kannst.“

Der Chinese zuckte die Achseln und setzte sich wieder. Der Deutsche aber kehrte zu dem alten Stand zurück und begann den Handel von neuem.

„Dein Konkurrent da drüben läßt mir denselben Koffer für sechzehn Rubel. Ich gebe dir fünfzehn Rubel, und dann ist die Sache in Ordnung.“



„Aber so schlau wie wir Chinesen seid ihr nun doch einmal nicht.“

Der Händler reichte den Hals und hing an, in hohen Fälschungen zu zitiern. Nach einer Weile beruhigte er sich wieder und erklärte: „Für 17 Rubel ist der Koffer dein eigen. Keine Kopie darunter. Ich kann mich doch nicht ruinieren!“

Dabei machte er ein so wehleidiges Gesicht, daß dem guten Ludwig Drescher ganz jämmerlich wurde.

„Also schon! Hier sind 16 Rubel. Gib mir nun den Koffer.“

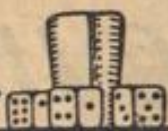
Der Chinese sträubte sich noch eine Weile, dann schlug er in den Handel ein. Drescher nahm den Koffer und lachte: „Ihr Chinesen haltet uns Deutsche für schlechte Kaufleute. Aber wir wissen auch, wie bei euch gehandelt wird!“

Und nun lachte auch der Chinese: „Das ist schon richtig. Aber so schlau wie wir seid ihr doch nicht. Du hast zum Beispiel nicht einmal gemerkt, daß ich zwischen beiden Ständen hin und hergelaufen bin, und daß dich beidemal derselbe bedient hat, nämlich ich!“

Da zog Ludwig Drescher mit hängendem Kopf nachhause.



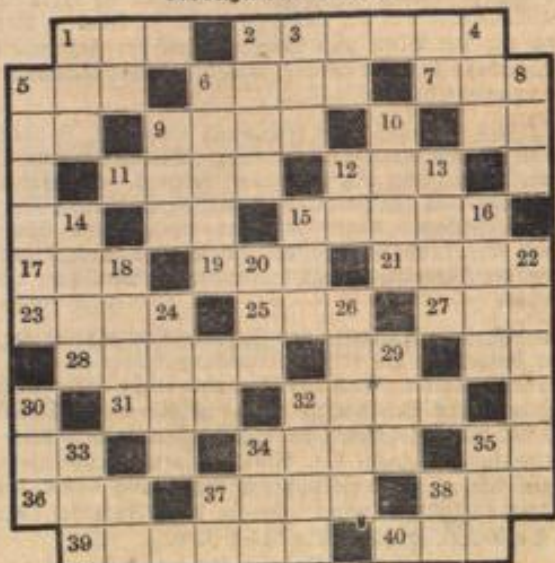
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

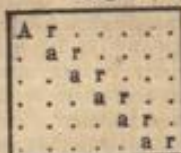
Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Bild, 2. Getreidespeicher, 3. Gruß, 4. europäische Hauptstadt, 5. Edelstein, 6. Teil der Kirche, 7. Lebende, 8. griechischer Buchstabe, 10. Schlaginstrument, 12. Rüst-Beizeichen, 13. Drama von Ibsen, 14. Fluß zur Donau, 15. Schiffsteil, 16. Grasart, 18. Schwindel, 20. Vorsatz, 22. Edelstein, 24. Bruder Rains, 26. Edelstein, 29. Sohn Noahs, 30. Winterprodukt, 32. nordischer Sturmgott, 33. orientalische Kopfbedeckung, 34. türkischer Name, 35. Gebirgswiese, 37. Baumart, 38. Feldmaß.

Waagrecht: 1. alkoholisches Getränk, 2. Edelstein, 5. Getränk, 6. Berbi-Oper, 7. Farbe, 9. Längenmaß, 11. Männername, 12. Gutsein, 15. Stimmlage, 17. Hilfszeitwort, 19. Segelstange, 21. heißes Getränk, 23. Frauenname, 25. Kleidungsstück, 27. Fluß zum Rhein, 28. Edelstein, 31. alte Waffe, 32. Edelstein, 34. Stammbater, 36. Gewässer, 37. altgriechische Landschaft, 38. Stimmlage, 39. Halbedelstein, 40. Körperteil.

Ergänzungs-Aufgabe.



Kattengift,
Deutsche Universität,
hartes Gemüse,
Hundmal, Karbe,
Körperteil,
Rebenvogel.

Die Buchstaben a, b, b, b, c, c, e, e, e, g, g, h, h, i, k, l, m, n, n, o, p, r, r, s, s, s, t, u, sind an Stelle der Punkte zu einzuheften, daß Wörter von gesuchter Bedeutung entstehen.

Bisitenkarten-Rätsel.

Walter Saem

Wie heißt die Braut des Herrn?

Silben-Rätsel.

an — cha — da — de — de — dorf
— dös — e — e — ein — en — gang
— gat — gau — ge — gor — gre —
hib — i — it — ke — land — le —
lei — lei — mo — nat — ni — ra
— ri — rich — ron — sa — se — sel
— ser — sol — spi — te — te — tet
— tour — tor — u — um — xas — zi

Aus obigen Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren letzte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat aus Goethes „Faust“ ergeben. (4 ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:
1. Flüchtling, 2. Fisch, 3. Blume, 4. Vermächtnis, 5. Männername, 6. Stadt an der Westküste Mittelitaliens, 7. Führer der Unterwelt, 8. Gemüse, 9. Staat in Nordamerika, 10. Stadt am Rhein, 11. Dummheit, 12. kirchlicher Gesang, 13. Papstname, 14. Tür, 15. Frauengestalt aus einer Oper von Wagner, 16. indischer Herr, 17. berühmter Schlachtfeld im Siebenjährigen Krieg, 18. männliche Person aus einer Wagneroper, 19. Alpenblume.

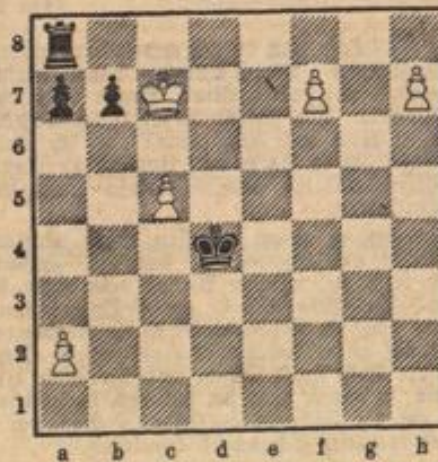
Grust und Leichtsin.

Es gibt ein bitteres Wort,
zu jeder Zeit, an jedem Ort.
Ein „Kr“ davor, ein „e“ dahinter nur,
ist ein Gebilde der Natur,
vor dessen Dimensionen du erschreckst,
(Weißt du, wenn du zu tief „drin fackst“.)

Auflösungen aus voriger Nummer.

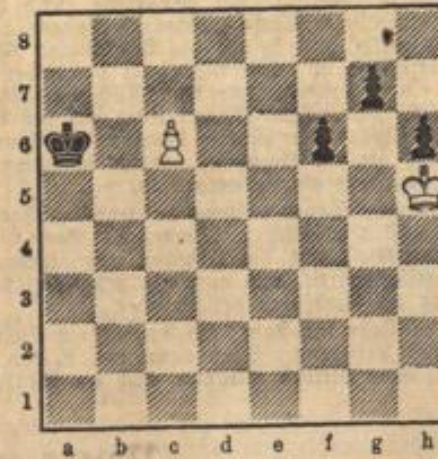
Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Nagel, 5. Preis, 9. Atele, 10. Rinne, 11. Parie, 12. Eisen, 13. Essen, 16. Laune, 17. Seele, 18. Stare, 22. Thale, 26. Tunis, 27. Autor, 28. Plalm, 29. Lippe, 30. Morie, 31. Anben, 32. Krier. — Senkrecht: 1. Kadel, 2. Abria, 3. Ellen, 4. Reime, 5. Gries, 6. Riese, 7. Insel, 8. Seine, 13. Sudan, 15. Senat, 18. Stola, 19. Turin, 20. Rippe, 21. Essen, 22. Talma, 23. Humor, 24. Botte, 25. Erler. — Problem: Die Zahl 12 bildete den Schlüssel. Es war mit dem 12. Buchstaben (von links) zu beginnen, sodann war stets vom Ausgangspunkt wieder bis 12 zu zählen, um den Anschließbuchstaben zu finden. Es kam heraus: „Es kanten die Gloden von fern und nah, sie wollen frohlocken, der Lenz ist da!“ — Doppelsinnig: einfüßig. — Silben-Rätsel: 1. Fasan, 2. Rebe, 3. Judien, 4. Saarbrücken, 5. Chamisso, 6. Glasgow, 7. Emilie, 8. Waldburg, 9. Adverb, 10. Gaffel, 11. Lombola, 12. italienisch, 13. Salat. „Fisch gewagt ist halb gewonnen!“ — Stat-Aufgabe: Rh.: vier Ruben, Pil-As, 10. Herz-10, Dame, 7. Karo-König. Rh.: Kreuz-As, 10. König, Dame, 9. Pil-König, Dame, Karo-10, 9. 8. Rh.: Pil-9, 8, 7, Herz-As, König, 9, 8, Karo-As, Dame, 7. (Stat: Kreuz-8, Kreuz-7.) 1. Rh.: Karo-Dube, Pil-König, Pil-7. 2. Rh.: Pil-Dube, Pil-Dame, Pil-8. 3. Rh.: Herz-Dube, Kreuz-9, Pil-9. 4. Rh.: Karo-König, Karo-10, Karo-As, (—25). 5. Rh.: Karo-Dame, Pil-As, Karo-8. 6. Rh.: Herz-Dame, Kreuz-As, Herz-König, (—18). 7. Rh.: Herz-As, Herz-7, Kreuz-10 (—21). Somit haben die Gegner bereits 64.

Nr. 49. R. Réti t. Endspielstudie.



Weiß: Kc7, Ba2, c5, f7, h7. Schwarz: Kd4, Ta8, Ba7, b7.
Weiß am Zuge gewinnt.

Nr. 50. Derselbe.



Weiß: Kh5, Bc6. Schwarz: Ka6, Bf6, g7, h6.
Weiß am Zuge macht unentschieden.
Lösungen siehe unten.

R. Réti, der geniale Endspielkomponist und tiefe Schachdenker, welcher der Welt nur allzufrüh durch den Tod entrissen wurde, äußert sich in seinem nachgelassenen letzten Werk „Die Meister des Schachbretts“ über den isolierten Bauer in nachstehender Weise: Jeder Schachspieler weiß, daß ein isolierter Bauer ein Nachteil ist, aber die wenigsten sind sich darüber klar, worin der Nachteil eigentlich besteht, wie man ihn ausnützen kann. Die meisten glauben, der isolierte Bauer sei schwach und könne leicht erobert werden. Dies wird aber bei sonst ungefähr gleicher Stellung nur selten der Fall sein, denn es ist kein Grund vorhanden, warum der Verteidiger den Bauern nicht mit ebensoviel Steinen verteidigen könne, als der Angreifer angreift. Der wesentliche Nachteil des isolierten Bauern, die wesentliche Schwäche liegt nicht im Bauern selbst, sondern im Felde vor dem Bauern. Dieses Feld wird ganz dem Gegner gehören, hier wird der Gegner dauernd mit großer Wirksamkeit eine Figur festsetzen können, denn einerseits fehlen die Nachbarbauern, welche die sich festsetzende Figur vertreiben könnten, andererseits ist der isolierte Bauer selbst ein Sperrstein für eigene Türme, welche sonst den Springer angreifen könnten. Die wirksamste Figur, um sich derart festzusetzen, ist der Springer. Die anderen langschrittigen Figuren wirken nämlich auch aus der Ferne, nur der Springer erhält eine bedeutende Wertvermehrung, wenn es ihm gelingt, so nahe vor der gegnerischen Stellung einen Dauerposten einzunehmen.

Lösungen: Nr. 49. 1. Kd7—Th8. Schwarz muß diesen Zug tun, weil gegen die Drohung 2. Ke7 keine andere Parade vorhanden ist, als 2. ... T×h7. 2. Kd6!—Kc4, 3. c6—b×c6, 4. Ke5—Kc5. Der Turm darf das Feld h8 nicht verlassen, da sonst 5. Kf6 entscheiden würde. 5. Ke6—a6, 6. a3—a5, 7. a4 und Weiß gewinnt, denn nach 7. ... K beliebig folgt 8. Kf6 usw. Hätte Weiß schon beim 6. Zuge Kf6 gespielt, so würde Schwarz mit 6. ... Kd6, 7. Kg7—Ke7, 8. K×h8—K×f7 remis erreicht haben. Wenn nach 1. Kd7—Th8, 2. Kd6—Kc4, 3. c6, be Weiß gleich 4. Ke7 spielt, so folgt 4. ... Kc5 und nun schießt 5. Ke5 an 5. ... Th8, 6. Kf6—Kd6, 7. Kg7—Ke7 usw. Auch Kf6 ist unzulänglich wegen 5. ... Kd6, 6. Kg7—Ke7, 7. K×h8—K×f7 usw. Die Stellung Weiß Ke6, Ba2, f7, h7; Schwarz Kc5, Th8, Ba7, c6 ist eine beiderseitige Zugzwangstellung. Weiß am Zuge hat keine Gewinnmöglichkeit, Schwarz am Zuge verliert, da er mit Turmzügen die Fortsetzung Ke7, mit Königszügen den Gewinn durch Kf6 ermöglicht. Die Züge der a-Bauern können dabei unberücksichtigt bleiben, da der Aufzug des schwarzen Bauern durch den analogen Gegenzug des weißen Bauern (und umgekehrt) erwidert wird. Mit 1. Kd6! würde sich Weiß des Gewinnes begeben. Nach 1. ... Th8, 2. c6, be ist wiederum eine beiderseitige Zugzwangstellung entstanden. Daß Weiß am Zuge nicht gewinnen kann, ist für uns leicht zu sehen, da ja nach 3. Ke6—Kc5 die oben angeführte, für Weiß ungünstige Zugzwangstellung entsteht. Daß Schwarz am Zuge verliert, zeigt der Lösungsverlauf. Nach 1. Kd7—Th8, 2. Kd6—Kc4, 3. c6—b×c, 4. Ke5 droht bereits 5. Kf6. Schwarz ist daher zum Zuge 4. ... Kc4 gezwungen.

Nr. 50. 1. Kg6—Kh6, 2. K×g7—f5 (h5), 3. Kf6—f4 (h4), 4. Ke5—f3 (h3), 5. Kd6 nebst c7 usw. 1. ... h5 (f5), 2. K×g7—h4 (h4), 3. Kf6—f3 (h3), 4. Ke6—f2 (h2), 5. c7f usw.



Der Verführte.

„Nein, wie können Sie mich anquatschen, wissen Sie nicht, wer ich bin?“
„Nein, — wenn Sie's selber nicht wissen ...“

Humor des Ausländers.

Bei der Wahrsagerin.

„Und dann noch eins, mein Herr, hüten Sie sich vor einer blonden Frau!“
„Blonden Frau? Zu spät! Gestern habe ich sie geheiratet!“ (Sondagnisse.)

Die Glase.

„Hast Du gehört? Eiser muß nachts immer eine Schlampe auf dem Kopfe haben!“
„Na warum denn?“
„Seine Frau kann bei Mondchein nicht einschlafen ...“ (Politiken.)

Das Duell.

„Ihr Gegner verlangt dreißig Schritt Entfernung und Pistolen!“
„Um ... mit den dreißig Schritten bin ich einverstanden, aber — hatt der Pistolen benutzte ich Säbel!“ (Berlingske Tidende.)



Schwer zu beantworten.

„Bati, wenn ich eine Biene auf einen Raktus fest, steht denn da die Biene den Raktus oder der Raktus die Biene?“

In schwer.

„Nehmen Sie immer Ihre Frau in Ihrem Wagen mit?“
„Nein, ich kann nur mit einem von beiden fertig werden.“

Höchste Zeit.

Im Büro der Versicherungsgesellschaft klangte das Telefonsturm: „Ich möchte mein Haus versichern“, rief eine aufgeregte Frauenstimme. „Kann ich das auch telefonisch?“ „Leider nicht. Aber wir werden sofort einen Vertreter zu Ihnen senden.“ „Nein, ich brauche die Versicherung auf der Stelle.“ betonte die eifernde Stimme. „Das Haus brennt schon!“

Ihre Sparsamkeit.

„Ist Ihre Frau eigentlich sparsam?“ „Das kommt darauf an. Manchmal ja. Neulich hat sie z. B. auf dem Geburtstagskuchen zu ihrem 40. Geburtstag nur 26 Lichter gehabt.“

Sicheres Zeichen.

„Du hörst ja gar nicht auf das, was ich sage“, klagte sie ihren Mann an, der die Zeitung las.
„Aber ich bin ganz aufmerksam, mein Liebster.“
„Nein, das bist Du nicht. Eben habe ich Dich gefragt, ob ich mir einen Dutt für 50 Mark kaufen dürfte, und Du hast gesagt: „Aber gewiß!“

Lüftlign Ltd.

Hygiene und Fleilkunde.

Schattenzeiten des Wonnemonats.

Näselröten um den Frühjahrsstarrh. — Hauterkrankungen in der wärmeren Jahreszeit.
Von Dr. med. Martin Goltz.

Auch der Mai hat noch in sich mit seinen unverhofften Witterungsumschlägen. Mal warmer Sonnenschein und blauer Himmel; mal kalter Wind, Regen und trüb, bewölkt Himmel. Die Folgen dieses lässigen Temperaturschwels pflegen denn auch nicht lange auf sich warten zu lassen; sie zeigen sich in Form von Schnupfen, Mandelentzündung, Mittelohrstarrh, Rheumatismus und sonstigen Erkältungskrankheiten.

Allerdings bis zu einem gewissen Grad vermag man sich dank Vorsicht und Überlegung doch zu schützen. Es empfiehlt sich, selbst bei schönem Wetter stets einen Mantel mitzunehmen. Das beste Mittel gegen Durchkühlung von oben ist immer noch der Regenschirm; gegen Kälte von unten verleiht gutes Schuhwerk eine gewisse Sicherheit. Sollte jedoch die Nase durch Schnupfen und Strömpe hindurchgedrungen sein, so beuge man sich auf dem schnellsten Wege nach Hause, um die Nase zu entleeren, gründlich abzuwaschen und trockenes Schuhwerk anzulegen.

Unter den Krankheiten, die an das Frühjahr geknüpft sind, steht mit an erster Stelle der Frühjahrsstarrh der Augen. Meist sind es Jugendliche, vorwiegend männlichen Geschlechts, die von diesem Leiden alljährlich im Frühjahr befallen werden. Nach dem 20. Lebensjahr ist der Frühjahrsstarrh nur ausserordentlich selten anzutreffen. Gewöhnlich sind beide Augen in Mitleidenhaft gezogen.

Der Starrh beginnt mit Rötlichkeit und Jucken, während die eigentlichen Entzündungserscheinungen im allgemeinen sehr gering sind, so daß die Bezeichnung Starrh nicht ganz zutreffend ist. Die Bindehaut der Lider färbt sich weißlich und erscheint wie von Milch begossen. Es kommt zu pflasterförmigen Rötungen auf der Bindehaut des Oberlides. Der schmale durchsichtige Saum der Augenbindehaut um die Hornhaut verengt sich, die Hornhaut selbst ist meistens nicht mitgetroffen.

Alle diese Erscheinungen nehmen während des Sommers ab, um im Herbst allmählich zurückzugehen. Nach Eintritt der kalten Jahreszeit sind die Kranken von ihren Beschwerden gänzlich befreit, und auch die geschilderten Veränderungen an der Bindehaut verschwinden.

So geht es Jahr für Jahr; im Frühjahr die Erkrankung, im Herbst Besserung. Aber wenn das Leiden viele Jahre besteht, dann bleiben mitunter auch im Winter er-

hebliche Störungen zurück, ja der Höhepunkt der Krankheit kann sogar noch in diese Jahreszeit fallen.

Jedoch auch nach Jahren, selbst nach zwanzigjährigem Bestehen kann der Frühjahrsstarrh noch von selbst fortbleiben, fast ohne Spuren zu hinterlassen.

Über die Ursachen dieses keineswegs seltenen Leidens besteht noch keine Klarheit. Man nimmt an, daß das Licht die Krankheit auszulösen und zu verstärken vermag. Aber zum Zustandekommen sind noch andere, mindestens ebenso wichtige Faktoren erforderlich, über die gleichfalls bisher ein undurchdringliches Dunkel verweilt ist.

Einen für den Heilplan nicht unwichtigen Anhaltspunkt bildet die Tatsache, daß es sich bei den Kranken mit Frühjahrsstarrh vielfach um eigenartig blasse anfällige Personen handelt. Man wird also neben der örtlichen augenärztlichen Behandlung für allgemeine Kräftigungsmassnahmen sorgen müssen, unter denen der Klimawechsel mitunter eine auffallend günstige Rolle spielt.

Eine Verhütung der Rückfälle ist mit den bisher bekannten Mitteln leider kaum möglich. Aber der Arzt wird durch Verordnung von Schutzbrillen die Lichtschäden durch kalte Kompressen und Eisumschläge die Juckbeschwerden lindern können. Auch durch Medikamenten wird der Arzt dem Kranken wenigstens Erleichterung zu schaffen suchen.

Immerhin sind die Beschwerden beim Frühjahrsstarrh vielfach erträglich, und die sichere Aussicht, in späteren Jahren das Leiden gänzlich zu verlieren, bietet den Kranken stets einen erheblichen Trost.

Zu den Erkrankungen, die sich im Frühjahr gebäht zu verschlimmern oder wiederzukehren pflegen, gehören auch eine Reihe von Hautkrankheiten. In erster Linie ist hier das Ekzem, die Flechte, zu nennen, das ganz besonders bei Säuglingen und kleinen Kindern zu Beginn der wärmeren Jahreszeit sehr häufig wieder ausbricht. Aber auch bestehende Ekzeme, die während des Winters ein verhältnismäßig kleines Ausmaß zeigten, nehmen im Frühjahr vielfach ein größeres Ausmaß an und verursachen quälende, juckende Beschwerden. Je frühzeitiger die ärztliche Behandlung einsetzt, desto besser und schneller wird der Erfolg sein.

Außer dem Ekzem ist es Schuppenflechte und Gürtelrose, die sich im Frühjahr häufen und gleichfalls schleunigst ärztliches Eingreifen erforderlich machen.

Neues aus der Medizin.

Von Dr. med. Leo Bonnia.

„Zidjak-Rost“, eine Freudenbotschaft für Diätfrank!

Der bekannte Ernährungsforscher Professor von Noorden setzt sich in der „Therapie der Gegenwart“ für eine allgemeine Durchführung der „Zidjak-Rost“ bei Diätfranken ein. Die verschiedenen Diäten sollen auf 2 bis 3 Tage in der Woche beschränkt werden, und an den übrigen Tagen sollen auch diejenigen Nahrungsmittel erlaubt sein, die nicht in den Rahmen der Diät fallen. Besonders wichtig ist diese Erleichterung für die Zuckerkranken, denen gestattet sein soll, wöchentlich ein- bis dreimal statt strenger Fasttage nur sogenannte Gemüsetage einzulegen, um eine Entlastung des Stoffwechselhaushalts zu erzielen. Bei Entfettungsdiäten sind ein- bis zweimal wöchentlich „Obsttage“ erwünscht, mit deren Hilfe es Noorden gelungen ist, sein eigenes Gewicht von 96 Kilogramm um 16 Kilogramm zu ermäßigen. Nieren- und Herzerkrankte müssen zwei Tage in der Woche besonders kaltsame Nahrung zu sich nehmen, um Schwellungen und Wasseransammlungen im Körper vorzubeugen. Dadurch ist es möglich, an den anderen Tagen mehr Salz zu genießen und dadurch das Essen schmackhafter zu gestalten! Den nervösen Patienten, die kein eigentliches organisches Leiden haben, soll erlaubt werden, zuerst einen Tag in der Woche alles zu essen und diese Tage allmählich zu vermehren, sodas sich schließlich eine Diät erübrigt. Diese neue Methode wird vielen Patienten, die durch das ewige Einhalten einer strengen Diät lebensunlustig geworden sind, Lebensmut und Schaffenskraft zurückgeben!

Neue Behandlung der Schlaflosigkeit.

An starken und schwächeren Schlafmitteln fehlt es nicht; leider bergen sie die Gefahr der Gewöhnung in sich. In der „Medizinischen Klinik“ weist Dr. Heinrich Liberau neue Wege zur Behandlung der Schlaflosigkeit, die allerdings nur für solche Patienten gangbar sind, deren Schlaflosigkeit auf einer Störung des sogenannten „Schlafsteuerungszentrums“ im Gehirn beruht, und nicht für die anderen, die infolge von Schmerzen oder Veränderungen an ihren Organen keinen Schlaf finden können. Liberau behandelte 34 Fälle dieser nervösen Schlafstörungen durch Röntgenbestrahlungen gewisser Hirnteile. 4 Patienten führten die Behandlung nicht bis zu Ende durch, 9 weitere scheiden aus der Statistik aus, weil es sich bei ihnen um Schlaflosigkeit im Anschluß an andere Leiden handelte. Es bleiben zur Beurteilung also nur 21 Fälle übrig. Davon wurden durch die Röntgenbestrahlungen nicht weniger als 10 ganz geheilt und 2 gebessert. Hoffentlich erweist diese Methode auch weiterhin ihre Wirksamkeit.

Ist Krebs vererbbar?

Manche Menschen forschen unablässig in ihrer Verwandtschaft nach, ob Krebserkrankungen vorliegen, und befürchten ständig, falls sie einen zweifelhaften Fall finden, ebenfalls von dieser Mischungsgeißel getroffen zu werden. Den Veröffentlichungen von Julius Bauer in der „Wiener klinischen Wochenschrift“ gebührt daher besondere Beachtung. Der Forscher kann nicht leugnen, daß in gewissen Familien eine vererbte Veranlagung zur Krebserkrankung vorliegt. Am ungünstigsten sind die Fälle, bei denen beide Eltern an Krebs derselben Organe erkrankt sind. Die Kinder dieser Eltern werden leider in mehr als die Hälfte der Fälle vom Krebs der gleichen Organe befallen. Nicht ganz so ungünstig gestaltet sich die Statistik bei denjenigen Eltern, die zwar auch beide Krebs haben, aber an verschiedenen Organen. Hier hält sich die Vererblichkeit in demselben Zahlenbereich, als wenn nur ein Elternteil erkrankt ist. Zum Glück gibt es nicht so sehr viele Familien, bei denen gleich beide Eltern krebskrank sind. Außerdem werden in den Familienchroniken wohl sehr viele als Krebstodesfälle gezählt, die in Wirklich-

keit garnicht dazu gehören. Zum Trost kann auch dienen, daß in derselben Zeitschrift der Forscher Karl Ewald es durchaus ablehnt, an eine Übertragung des Krebses durch Ansteckung zu glauben. Gerade diese Kenntnis ist noch viel zu wenig vorgebracht. Sie sollte den schon genug gequälten Krebskranken vor einer nutzlosen und grausamen Isolierung schützen.

Harmlose und gefährliche Furunkel.

Nicht ausdrücken! — Das Karbunkel. — Die Furunkulose.

Furunkel bedeutet eine Infektion mit bestimmten Krankheitserregern, den sogenannten Staphylococcen. Diese Bakterien dringen in die Talgdrüsen der Haut ein, die sich überall in der Körperhaut befinden, wo Haare sind. Da die Staphylococcen außerordentlich weit verbreitet sind, ist auch die Infektion mit ihnen, die zum Furunkel führt, leicht möglich. Im allgemeinen aber bedarf es vorher noch einer, wenn auch nur geringfügigen Schädigung der Haut. So genügt vielfach zur Verletzung der Haut in diesem Sinne das Reiben rauher Wäsche auf der Haut. Oder das Reiben des Kragens, das zu dem bekannten Nackenfurunkel führt. Vielfach läßt das Kratzen der Haut mit verschmutzten Fingern eine oberflächliche Schädigung der Haut und gleichzeitig das Furunkel entstehen.

Das beste vorbeugende Mittel gegen das Furunkel und die Furunkulose ist also gute Haut- und Körperpflege. Baden, häufiges Waschen der Hände mit besonderer Beachtung der Fingernägel, regelmäßiges Wechseln der Leibwäsche gehört zu dieser vorbeugenden Hygiene.

Ist aber ein Furunkel im Entstehen, dann genügt es manchmal noch, das Haar, das sich in der entzündeten Talgdrüse befindet, herauszureißen. Gewöhnlich wird der Beginn des Furunkels jedoch übersehen. Dann kommt es zu einer Schwellung, geröteten Schwellung der Haut, die mehr oder minder schnell in die Tiefe und nach den Seiten geht. Allmählich entsteht in der Mitte dieser entzündlichen Schwellung eine kleine, gelbliche Stelle. Hier an dieser Stelle bildet sich ein Pfropf, der nichts anderes darstellt, als im Zentrum abgestorbenes Gewebe.

Dieser Pfropf wird ausgestoßen. Es ist also falsch, sich das Furunkel auszudrücken, wie es vielfach noch geschieht. Im Gegenteil, die Entzündung geht bei dem Ausdrücken noch auf das bisher gesunde Gewebe über und die Eitererregung haben eine neue Gelegenheit, sich in dem angrenzenden Gewebe festzusetzen. Also, wenn ein Furunkel besteht: Hände weg! Das Berühren des Furunkels ist überflüssig und schädlich. Lediglich zum Zwecke der kühlenden, feuchten Umschläge oder zum Anlegen eines Pflasters kann man dem Furunkel nahe kommen.

Die Zahl der Pflaster und Salben, die zur Heilung des Furunkels verwendet und angerufen wird, ist riesengroß. Das beweist am besten, daß es ein Universalmittel gegen Furunkel nicht gibt. Schwierige Fälle gehören immer noch in die Hand des Arztes. Besonders dann, wenn unangenehme Nebenerscheinungen und Komplikationen auftreten. Dazu gehört Fieber, Schlaflosigkeit, heftige Schmerzen, Entzündungen der Lymphdrüsen. Kleinere heilen bei sauberem Verbinden und Schutz der Umgebung von selbst ab. Die Umgebung wird einfach und leicht durch Jodtinktur geschützt, die auch auf das Furunkel eine heilende Wirkung vielfach ausübt und in jedem Falle etwaige Bakterien an der Oberfläche der Haut abtötet. In diesem Sinne kann Jodtinktur sogar vorbeugend wirken.

Gefährlich, sogar oft lebensgefährlich, sind die Furunkel des Gesichts, besonders der Oberlippe. Da sie leicht in Verbindung mit den Blut- und Lymphgefäßen der Gehirnhaut und Gehirnbasis kommen können, führen sie unter Umständen zur Hirnhautentzündung.

Wird ein Furunkel nicht sachgemäß behandelt, so greift die Infektion auf die Umgebung über. Dieser Vorgang ist unter der Bezeichnung Karbunkel bekannt. Es handelt sich dabei um eine ernsthafte Erkrankung, zumal häufig schon geschwächte Personen davon betroffen werden, wie Säuglinge nach Ernährungsstörungen, alte Leute, oder durch Krankheiten in der Widerstandskraft beeinträchtigte Menschen, wie Zuckerfrankle.

Das mehrfache Auftreten von Furunkeln in näherer oder weiterer Umgebung des ersten Erkrankungsherd bezeichnet man als Furunkulose. Auch das kann eine ernsthafte Erkrankung werden, bei deren Behandlung der ganze Körper zu berücksichtigen ist. Gewissermaßen im Sinne einer solchen Allgemeinbehandlung dienen die Abfuhrmittel und Detoxipräparate, denen eine unterstützende Bedeutung neben der lokalen Behandlung zukommt. Gerade beim Furunkel aber ist das Vorbeugen wichtiger als das Heilen.

Dr. med. Günter Fiebig.

115 Stunden ohne Schlaf.

Wie lange kann man wach bleiben?

Wenn wir behaupten, wir hätten „die ganze Nacht nicht geschlafen“, so ist das eine höchst subjektive Angabe, die fast niemals auf Wahrheit beruht, denn nach raschem Einschlafen und raschem Wiedererwachen besteht meist ein Zustand völligen Vergessens. Auf solche Angaben kann daher nicht die wissenschaftliche Erörterung der Frage, wie lange der Mensch wach zu bleiben vermag, gegründet werden. Dazu sind genaue Beobachtungen anderer notwendig. Über die Ergebnisse dieser Versuche berichtet Professor Güter in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Wenn wir mal eine Nacht „um die Ohren schlagen“, so hält das der gesunde Mensch ganz aus und bringt es so auf 40 bis 42 Stunden des Wachseins. Aber dann wird die Sache schwierig. Ein gut belegtes Beispiel einer sehr langen Überwindung des Schlafes ist der Bericht eines französischen Offiziers, der beim Rückzug seines Heeres von Orleans im Dezember 1870 84 Stunden ohne Schlaf blieb. Dieser Rekord wurde 1896 durch einen wissenschaftlichen Versuch gebrochen, bei dem drei Personen 90 Stunden lang kein Auge schloffen. Dieser Rekord ist erst 1923 verbessert worden, und zwar war es wieder eine wissenschaftliche Beobachtung, bei der eine Anzahl Personen sich drei Nächte des Schlafes enthielten. Aber nur der Leiter der Untersuchungen, A. Kleitmann, brachte es fertig, auch noch die vierte Nacht und den folgenden Tag wach zu bleiben und damit einen neuen Rekord von 115 Stunden aufzustellen. Die erste Nacht trat nur einmal starke Müdigkeit zwischen 4 und 5 Uhr auf, in der zweiten waren die Anfälle schon häufiger. Das Brennen der Augenlider, das Gefühl der Leere im ganzen Körper waren recht lästig. Noch größer war das Schlafbedürfnis in der dritten Nacht. Doch am Tage darauf war Kleitmann wieder frischer, konnte noch mechanische Arbeiten ausführen, aber die Aufmerksamkeit versagte, und er war nicht in der Lage, den eintreffenden Puls auch nur eine halbe Minute lang zu zählen. In der vierten Nacht traten Träume auf, auch wenn er stand und ging. Sitten ist bei diesen Versuchen in der Nacht nur ganz kurze Zeit möglich, da einen sofort sofort der Schlaf überfällt. Auch am 5. Tag traten momentane Träume auf. Doch das subjektive Gefühl der Müdigkeit war nach 115 Stunden nicht stärker als nach 60. Daß die gewalttätige Entziehung des Schlafes den Tod des Menschen herbeiführt, weiß man aus Berichten über orientalische Matern. Aus dem Tier-Experiment geht hervor, daß der Tod nach 9 bis 17 Tagen Schlaflosigkeit eintritt. Selbstmord kann man durch Schlafenthaltung ebenfalls begehen wie durch Anhalten des Atems. Selbst nach sehr langem Wachen erholt man sich schon nach einem verhältnismäßig kurzem Schlaf.

Abheben der Typhuswelle in Europa.

Starker Rückgang der Typhus-Sterblichkeit.

Zu Beginn der Überfahrt der Hygienesektion des Völkerbundes über das Vorkommen von Unterleibstypus und Paratyphus 1929—1930 wird festgestellt, daß besondere Veränderungen hinsichtlich dieser Seuchen aus den Ländern der Erde mit Anzeigerkraft in den Berichtsjahren nicht gemeldet sind. In den meisten Ländern von Mittel- und West-Europa ist seit Kriegsende die auf 100 000 Einwohner berechnete Mortalität fortlaufend gefallen. In Deutschland betrug die Erkrankungs- und Mortalität an Unterleibstypus 1929 6532 Erkrankungen und 1,2 Todesfälle, 1930 4817 Erkrankungen und 0,7 Todesfälle. In England wurden 1921 2835 Erkrankungen und 1930 3007 Erkrankungen gemeldet. Drei auf Nahrungsmittelinfektionen beruhende Epidemien kamen 1929 vor. Die Mortalität betrug 1929 0,8. In den Vereinigten Staaten war die Erkrankungs- und Mortalität 1929 4,3 auf 100 000 Einwohner bezogen. Die Südstaaten sind vor allem noch infiziert. Die Typhus- und Paratyphuserkrankungen fielen 1929—1930 in Frankreich von 9762 auf 6408 Erkrankungen. Die Epidemien waren hauptsächlich Wasserinfektionen. Italien hatte 1929 wieder hohe Typhusmortalität (31 128 Erkrankungen), an wieder hohe Typhusmortalität 5221 Personen. Die Mortalität betrug 1927 2,4 auf 100 000 Einwohner. Sehr erheblich war 1929 die Zunahme der Typhuserkrankungen in Sowjet-Russland. In der Ukraine stieg die Erkrankungs- und Mortalität von 30 050 auf 50 010, in dem übrigen europäischen Russland von 49 764 auf 80 946, im asiatischen Russland von 23 189 auf 29 215. Die auf 100 000 Einwohner bezogene Mortalität an Typhus ist gegenüber der Vorkriegszeit zurückgegangen in Deutschland von 3,7 auf weniger als 1, in England von 5,0 auf 0,9, in Belgien von 9,4 auf 2,5, in Frankreich von 10,6 auf 5,4, in Schweden von 3,7 auf 0,9. Ungünstig stehen Italien, Spanien und Ungarn da, in Spanien fiel die Mortalität nur von 23,6 auf 19,4. Sehr erheblich ist der Rückgang auch in Australien und Neuseeland.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 125.

Sonntag, 17. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(14. Fortsetzung.)

Stefan hatte eigentlich beschlossen, den ersten Zug nach Hoek van Holland zu nehmen, aber in letzter Minute war ihm eine abenteuerliche Idee gekommen. Eliza hatte, durch die Unterredung mit Gladys aufgereizt, den Bruder bestürzt, irgend etwas zu unternehmen, um festzustellen, ob Bill wirklich die Perle gestohlen und verkauft habe, oder ob auch hinter dieser Sache eine Mystifikation stecke. Nun war das ja im Grunde ein etwas aussichtsloses Unterfangen, denn Tarafi hatte die Perle sofort als sein Eigentum erkannt, der Juwelier Frensjing behauptete, sie von einem Mister Billi Cool erworben zu haben, und Bill gab ganz offen zu, der Verkäufer gewesen zu sein. Auf seine Ausflucht, es handle sich um ein Familienerbstück, konnte man kaum viel geben.

Immerhin, Bill war sein bester Freund, und wenn er auch mit ihm brechen mußte, so wollte er doch Elizas Bitte, irgend etwas für den Freund zu tun, nicht abschlagen. Stefan sah, wie sehr seine Schwester unter der furchtbaren Anklage litt, er sah, daß sie den Freund liebte, anscheinend mehr liebte, als sie zugeben wollte. Früher hätte er sich sehr darüber gefreut, denn niemand war so sehr für diese Verbindung eingetreten wie er, aber heute wußte er nicht mehr, ob ihm das so recht war.

Lange hatte Stefan darüber nachgedacht, wie er es wohl anfangen könne, der Sache auf die Spur zu kommen. Tarafi hatte die Perle seinerzeit in die Aufter praktiziert. Das hatte ihm Rabinowitsch mitgeteilt. Tarafi hatte seine Perle, sein Eigentum, bei Frensjing wiedererkannt und käuflich erworben. Sie gehörte also ihm. Wenn er sie in seine Gewalt bekam? Nur für wenige Stunden. Tarafi darum bitten? Das ging wohl kaum, denn nach all dem, was vorgefallen war, konnte er auf gutlichem Wege kein Wort mehr mit diesem Manne sprechen. Da fiel ihm ein, daß Eliza in der letzten Zeit viel mit ihm zusammengewesen war.

„Hatte das eigentlich einen Grund?“, fragte er seine Schwester. „Oder warst du wirklich in ihn verliebt?“

„Nein, Stefan, ich tat es nur, weil Bill mich darum gebeten hatte.“ — „Bill?“

Er liebte Eliza und bat sie, sich in Tarafis Gesellschaft sehen zu lassen?! Jetzt erinnerte sich Stefan auch an die Szene in Monte Carlo, als ihm Bill erklärte, er habe mit Rabinowitsch etwas ausgeklügelt, aber er wolle ihm nicht sagen, warum es sich handele, damit er, Stefan, nicht noch mehr nervös werde. Das war also der Plan gewesen.

„Sicher hat dich Tarafi auch einmal zu sich eingeladen?“, forschte er.

„Natürlich. Das gehörte doch mit zu unserem Komplott. Allerdings war ich nur am Nachmittag oben.“

„Das will ich hoffen“, lachte Stefan. „Dann weißt du vielleicht etwas mit seinen Gewohnheiten Bescheid?“

„Es kommt darauf an, was du wissen willst.“

„Ich wüßte gern, wo und wie er seinen Schmutz aufbewahrt.“

(Nachdruck verboten.)

„Willst du ihm auch eine Perle stehlen?“

Doch kaum hatte sie das gesagt, als sie sich auf den Mund schlug und Stefan erschrocken anblickte. Doch der schien nichts gehört zu haben.

„Besonders wüßte ich gern, wo die berühmte Perle liegt. Nimm an, ich wollte zu einem Hellseher gehen, um ihn zu fragen, ob jene Perle, die in jenem bestimmten Kasten ruht, auch die Perle sei, die uns seinerzeit bei dem Abendessen vorgesetzt wurde.“

„Na“, meinte Eliza, „du wirst nicht zu einem Hellseher gehen, aber was geht's mich an, zu welchem Zweck du das alles fragst. Ich weiß nur, daß er die Perle in einem roten Samtetui, auf welches ein krummes Schwert in Gold eingegräbt ist, aufbewahrt. So viel ich mich entsinne, bewahrt er dieses Etui nebst einigen anderen Stücken in der großen silbernen Truhe auf, die im Vorraum unter dem breiten Spiegel steht.“

„Ist die Truhe verschlossen?“

„Das weiß ich nicht, aber es ist doch anzunehmen. Als er sie mir einmal zeigte und einige Stücke daraus zu betrachten gab, war sie allerdings offen, doch ist es möglich, daß sie ein Diener vorher aufgeschlossen hatte.“

„Gibt es etwas Neues?“, fragte Tarafi, als er am Nachmittag seine Wohnung betrat.

„Nein, Herr, nichts Besonderes. Nur beobachte ich seit etwa einer halben Stunde einen Herrn, der unten im Park auf einer Bank sitzt und unentwegt unsere Fenster betrachtet.“

Tarafi trat hinter eine Portiere und blickte in den Park.

„Ich sehe niemand“, sagte er.

Der Diener trat neben ihn.

„Jetzt ist er verschwunden. Wahrscheinlich sah er Sie ins Haus gehen.“ — „Möglich.“

Tarafi wandte sich ab und dachte nicht mehr an diesen Vorfall. Er war ja auch unwichtig. Tarafi hatte eine ganze Flucht im dritten Stock des Ritz-Hotels gemietet. Unter ihm wohnte ein russischer Oberst a. D. Möglich, daß der Fremde sich dessen Fenster ausgesucht hatte. Jedenfalls sagte der Jender seinen Dienern, daß sie sich irren müßten. Jender sind mißtrauisch, wenn sie in der Fremde leben, und Tarafis Diener machten keine Ausnahme.

Ali Ben Rid aber, der den Fremden genau betrachtet hatte, beschloß, die Ansicht seines Herrn nicht zu teilen und auf der Hut zu sein. Entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten legte er sich nicht in seiner Kammer, sondern im Vorraum auf einen Teppich schlafen.

Kurz nach Mitternacht machte sich Stefan auf den Weg zum Hotel Ritz, wo er seine erste und hoffentlich letzte Gastrolle als Einbrecher geben wollte. In seiner rechten Rocktasche trug er einen starken, dünnen Stahl-draht von fast fünf Meter Länge, an dessen Ende sich ein Eisenhaken befand. In der linken Tasche sah der Revolver. Stefan, der im Hotel Ritz nicht recht Bescheid wußte, setzte sich zuerst einmal unten in die Bar, trank sich Mut an und verschwand hin und wieder auf

kurze Zeit, um mit dem Lift in die oberen Stockwerke zu fahren und sich dort ein wenig zu orientieren.

Bereits nach einer halben Stunde wußte er, daß das sogenannte Flurpersonal um 1 Uhr nachts zu Bett gehe, und daß von diesem Zeitpunkt an alle Wünsche der Gäste durch das im Parterre befindliche Personal erfüllt wurden. Das paßte ausgezeichnet in seinen Plan. Kurz nach 1 Uhr fuhr er wieder hinauf in den dritten Stock, gab dem Boy eine Mark und verschwand, nachdem er auf die Frage, welches Zimmer er habe, eine unverständliche Nummer gemurmelt hatte. Der Boy, der den elegant gekleideten Herrn an diesem Abend bereits viermal hin und her gefahren hatte, zweifelte keinen Augenblick daran, jemand vor sich zu haben, der ins Haus gehöre.

Als der Lift wieder nach unten gefahren war und Stefan sich überzeugt hatte, daß der Gang völlig menschenleer sei, begab er sich auf die Herrentoilette, von der er wußte, daß die beiden Fenster im Vorraum nach der Gartenseite des Hauses führten. Nach seinen Berechnungen mußte sich von diesem Fenster aus der Balkon, der an drei Zimmern des Inders vorbeiging, ziemlich leicht erreichen lassen.

Er befestigte zuerst das Ende des Drahtseils an dem einen Fenster und schloß es wieder zu, kletterte dann durch das andere Fenster und stellte sich draußen, mühsam an einige Gitterstäbe geklammert, auf der Sims. So konnte ihn niemand sehen, wenn jemand inzwischen den Toilettenraum betrat. Für einen in dieser Branche ungeübten Mann war es keine Kleinigkeit, mit dem Haken des Seils das Balkongeländer zu treffen, aber schließlich gelang es doch, und nun besaß er eine Brücke, auf der er hinüber- und wieder herübergelangen konnte.

Fast schien ihm das Unternehmen aussichtslos, auch kam er sich für wenige Sekunden etwas lächerlich vor, und er stellte sich den Trubel vor, der in der Stadt ausbrechen würde, daß er versucht habe, einem Bekannten eine Perle zu stehlen.

Doch Stefan war nicht der Mann, von einem einmal gefaßten Entschluß zurückzutreten, und so ließ er die Gedanken an eine Flucht rasch wieder fallen. Er probte rasch, ob das Seil auch halten werde, und schwang sich dann hinaus in die Luft, schwebte kurze Zeit über dem Abgrund und erreichte ziemlich rasch den Balkon, an dessen Wand er sich hinaufschwang. Oben angekommen, verharrte er zuerst lautlos wenige Minuten, um zu beobachten, ob ihn jemand gehört habe. Aber es blieb vollkommen still in den von Tarasi bewohnten Räumen.

Die Balkontür war verschlossen, doch das dritte Fenster nur angelehnt. Stefan schob den Vorhang etwas beiseite und spähte hinein. Ein richtiger Einbrecher, dachte er, würde jetzt eine Blendlaterne zur Hand nehmen. Ich habe nämlich nicht daran gedacht. So konnte er nicht erkennen, ob in dem Zimmer jemand war oder nicht. Er lauschte angestrengt und hoffte, leise Atemzüge eines Schlafenden zu hören, doch vergebens. Mit einem Satz stand er im Zimmer und tastete sich vorwärts.

Hand nach Sekunden eine Tür und öffnete. Er trat in das Speisezimmer. Eliza hatte ihm die Räumlichkeiten ziemlich genau beschrieben. Von diesem Zimmer aus mußte er in jenen Vorraum gelangen, in welchem die Truhe stand. Der Weg durch das Speisezimmer schien ihm endlos lang, denn überall stieß er an Stühle oder an sonstige Gegenstände und mußte nach jedem kleinsten Geräusch, den Griff am Revolver, warten und lauschen. Das strengte mehr an und kostete mehr Nerven als ein Tenniskampf. Er überlegte, was er tun würde, wenn er überrascht wurde. Seiner Ansicht nach gab es keine andere Möglichkeit, als sich mit erprobter Waffe den Rückzug zu decken und rasch zu verschwinden.

Endlich hatte er die Tür erreicht, die er öffnete und offen stehen ließ, weil er ja wieder auf diesem Weg hinaus mußte. Zu seiner Überraschung trat er in den Vorraum Licht, eine kleine, nicht sehr wohlriechende Dufungel, die auf einem Podest stand. Das war ihm

einerseits angenehm, weil er nur ein paar Streichhölzer bei sich trug und das Lichtmachen Geräusch verurlichte. Andererseits war ihm die Olampe unangenehm, denn vom Vorraum führte ein ziemlich langer, dunkler Gang, in welchem mehrere Schränke standen, ins Innere der Wohnung. Trat jemand aus irgendeiner Tür heraus, so stand er im Scheine der Lampe da, während der andere im Dunkel verborgen blieb.

Die silberne Truhe war das erste, auf das sein Blick fiel. Es war ein wundervoll gearbeitetes Stück, ziemlich groß und vorn mit einer zweitürigen Klappe versehen. Zeit durfte er nicht verlieren. Es war totenstill im Raum, fast zu still, etwas unheimlich. Ihm war, als werde er belauscht, aber nichts regte sich. Schnell kniete er nieder und versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Eliza hatte also unrecht, wenn sie meinte, die Truhe sei immer abgeschlossen. Weshalb aber bewahrte Tarasi seine Wertgegenstände so unvorsichtig auf?

Die doppelstellige Tür des silbernen Schrankes barg hinter sich mehrere Fächer. Stefan öffnete eins, dann das andere, das dritte. Hier fand er, was er suchte. Vor ihm lag ein Lederetui mit einem goldenen eingegrägten Schwert, wie es Eliza beschrieben hatte. Er nahm es an sich, klappte es auf, nur um sich zu überzeugen, daß die Perle darin lag, und steckte es in seine Rocktasche.

In diesem Moment ging das Licht aus, und ehe Stefan Gelegenheit hatte, sich zu erheben, war ihm jemand auf den Rücken gesprungen und begann, seinen Hals mit den Händen zu würgen. Instinktiv dachte Stefan: aha, er hat keine Waffen, sonst würde er mich gestochen haben. Er warf sich zu Boden und versuchte, den Gegner unter sich zu bekommen. Doch der war gewandt und schnell auf den Beinen, um in erneutem Angriff sich auf ihn zu stürzen.

Ich muß ihn kampfunfähig machen, ehe das andere Personal aufwacht, dachte Stefan und begann, den Gegner zu bogen. Aber man sah keine Hand vor Augen, und der andere kannte den Raum besser als er, der sich dauernd überall stieß und schließlich gar nicht mehr wußte, in welcher Richtung sich die Tür befand. Sein unsichtbarer Gegner war kleiner als er, doch ungemein stark und anscheinend in der Kunst des Jui-Jitsu bewandert, denn er versuchte dauernd, seine Beine ihm um den Leib zu schlingen oder ihn durch kunstvolle Griffe zu Boden zu werfen. Aber Stefan war kein einfacher Gegner, er hörte ungemein geschickt, und wenn er traf, dann gab es blaue Flecken.

Der andere stöhnte mehrfach, schwer getroffen, ließ aber nicht nach und suchte, um den Vordringen zu entgehen, sich an dem Gegner festzuklammern. Stefan aber schüttelte ihn mit einem furchtbaren Ruck ab und suchte zur Tür zu gelangen. Doch ehe er sie erreichte, stand der andere, dessen Silhouette er gegen das Fenster des Speisezimmers undeutlich erkennen konnte, vor ihm und vertrat ihm den Weg. Es kam zu einem kurzen, furchtbaren Ringen, aber sei es, daß der andere jetzt erst die Wirkung der Vordringe spürte, sei es, daß er gegen den Pfosten prallte, kurzum, er fiel plötzlich zu Boden und blieb liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Reimadismus.

Uff eemal isser da un zwadt
Un hat een wie mit Graan gebadt.
Mer siecht ähm, ien gehts After an
Un week, daß mersich nich ändern gann.

Was nikt's denn, wenn mer seifat un schteht!
Das hat noch nie a Mänsch verscheent.
Mer aber seikt, wenn's noch so zwadt,
Dat oft schon 's Reima heemgeschickt.

De beese Grantheet laacht sich dann:
Dän Gär! da sicht ooch garnischt an!
Das hat geen Reiz fierich Biberlein —
Un schwubb, fährt's in wen andersich rein.

Eene Boigt.

Fünf Kinder.

Skizze von Alice Landsberg (Wiesbaden).

Als die kleine Ellen heiratete, ahnte sie nicht, daß sie einmal Mutter von fünf stattlichen Kindern werden sollte. Aber es wurde wahr und der erste Junge begrüßte, kaum achtjährig, sein jüngstes Schwesterchen und zugleich das einzige. Vier Buben und ein Mädchen. Eine Freude, sagten die Außenstehenden, und die Mutter flüsterte verstohlen: eine Last.

Die süße Last des winzigen Mädchens mochte sie noch tragen, aber der wilde Dorst mit seinen drei Brüdern Hans, Erik und Peter machten ihr das Leben saurer, als es nötig war.

Wenn sie ihrem Manne klagte, sagte der mit erstauntem Blicke: „Die Kinder sind immer brav, wenn ich da bin, weshalb sollten sie unartig sein, wenn ich nicht da bin?“

Dann seufzte die kleine Frau Ellen und dachte an den Peter, den der Vater kürzlich schüttelte, den Erik und Hans, die das Hinterteil verklopft bekamen und einen unendlichen Respekt vor Vatern hatten; von Dorst ganz abgesehen, der die Handschrift des Vaters genau kannte.

Wer hatte aber Respekt vor Müttern? Die haute auch mal, aber das tat nicht weh, denn wenn Mädchen weinte, weinte Muttchen fast mit, und die Haue wurden milder.

So plagte sich Frau Ellen mit einem Dienstmädchen ab und kein Wunder war es, daß eines Tages das zierliche Brauchen trant im Bette lag. Da tobte der Gatte im Hause herum und holte alle Ärzte der Welt. Einer, der alte Hausarzt, schaute sich das Brauchen an, nahm den Mann beiseite und sprach lange mit ihm. Der wurde weiß und rot zugleich und ließ am gleichen Tage noch die Koffer packen.

Muttchen verreise. Muttchen verreise ohne die Kinder — ganz alleine, und das süße Baby Tillu grüßte mit seinem einjährigen Organ in die weite Welt, die ohne Muttchen war.

Der Vater übernahm es, die Abwesende zu vertreten. Eine alte Tante führte den Haushalt und pflegte Baby, aber die Jungen wollten er übernehmen. Am Frühstückstisch begann es. Dorst und Hans, die beiden Schulpflichtigen, saßen in den ersten Tagen leidlich artig neben dem Vater, bis der Respekt eines Tages flöten ging und mit ihm die Artigkeit. Balgend lagen sich die Brüder in den Haaren, und eine Tracht Prügel brachte sie wieder zur Vernunft. Von diesem Tage an hatte die alte Tante die Hölle auf Erden. Peter hatte das Schwesterchen fast vom Tische gestoßen — der Hans trakte ihn deswegen, und der Erik lachte sich eines, worauf ihm Dorst einen Puff gab, daß er mit dem Kopf wider die Tischkante fuhr und ein Loch im Schädel aufzuweisen hatte.

Wüster Lärm empfing den müde Heimkehrenden. Er überhüllte die Tante mit Borwürfen, die Tante wiederum war nicht auf den Mund gefallen und ließ schließlich davon. Da sah nun der Mann mit seinen fünf Kindern. Er nahm sich vierzehn Tage frei und pflegte selbst seine kleine Tochter im Verein mit einem angejahrten Fräulein, das seltsame Reden führte und die Buben leidlich in Zucht hielt.

Merkwürdigerweise litt Dorst am meisten unter ihr. Sein Gesichtchen wurde zart und die roten Bubenbacken schwanden dahin. Peter schlich durchs Haus, bis er eines Tages heulend zum Vater stürzte und bekannte, daß das Fräulein so böse Dinge sprach und immer dunkel im Zimmer machte.

Noch am selben Tage floh die Person, und Dorst blühte wieder auf. Der Alp schwand von ihm mit dem Erscheinen der rosigen Dina. Sie jubelte durchs Haus und spielte herrlich mit den Kindern; doch eines Tages fand der Hausherr, daß die frohe Laune daher kam, daß sie sich heimlich über seinen Weinvorrat hermachte und auch sonst die Dinge nicht liegen ließ.

Auf die Dina folgte eine Stina, die ewig heulte und keinen Tadel vertragen konnte und nur eine kurze Station bei ihnen aushielt. Mit der goldenen Brosche der Frau Ellen verschwand sie bei Nacht und Nebel.

Dann kam eine Pause von einem halben Tag, und die fünf Kinder erhielten eine Neue. Sie schien das Ideal. Drei Tage war sie ein Muster an Pünktlichkeit und Zuvorkommenheit. Am vierten Tage stand sie wie eine Trauerweide im Wohnzimmer und empfing den Hausherrn allein.

Was da zwischen den beiden los war, erfuhr niemand, nur floh die allzu Hoffnungsfrohe noch zur selben Stunde aus dem Haus.

Wieder eine Pause. Das Essen brannte an, der Hausherr schimpfte wie ein Rohrpat, die Jungen hatten fast das Haus in der Zwischenseit in Brand gesteckt, die Köchin verließ das ungasstliche Haus — die einzige Stütze der ganzen Familie.

Zammernd lag Tilluhen im Arme des Vaters. Die Buben brüteten mit roten Hinterteilschen vor sich hin, als der

Vater mit einem lauten „So!“ aufstand und ein Telegramm aufsetzte, das noch in der gleichen Stunde von Dorst zur Post getragen wurde.

Er buchstabierte unterwegs: „Ellen komm heim — wir verkommen!“ Ellen — das war die Mutter — und wir — das waren sie alle zu Hause! Er lief zur Post und bat den Beamten, ja schnell das Blatt fortzuschicken, denn die liebe Nutti müßte bald heimkommen.

Und sie kam am anderen Tage, sie wäre auch schon ohne Telegramm gekommen, und ganz stille fügte sich Nuttchen wieder dem Haushalt an. Aber ein Fräulein — eines, das sie ausgesucht hatte, half ihr, neben der alten Köchin, die sie selbst wieder holte.

Vater kam wieder pünktlich ins Geschäft, die Buben saßen wieder artig in seiner Gegenwart am Tische und verstohlen ergriff der Ehegatte die Hand seiner kleinen Ellenfrau.

„Sag mal, wie stellst du es eigentlich an, daß du nur krank geworden bist in den ganzen Jahren? Ich würde toll und wahnsinnig!“

Ellen lächelte und blickte auf die beiden Blondköpfe am Tisch, dachte an die drei andern und hob die Schultern: „Erstens bin ich die Mutter und zweitens wieder die Mutter. Wenn ich eines hätte, wäre es vielleicht leichter für mich, aber da ich fünf habe, muß ich eben fünf lieb haben und mit fünfen fünfmal so viel Geduld haben und manchmal verliert man sie und wird krank, und du mußt mir versprechen, mir ein wenig zu helfen.“

Da zuckte der Mann zurück und sprach hastig: „Liebe Ellen, nimm dir drei Fräuleins — spare nicht daran, aber lieber will ich bis nachts um drei Uhr schlafen, als meine fünf Kinder nochmal allein erziehen zu wollen.“

Ellen lachte, und in dem Lachen klang etwas mit, das nur die Mütter verstehen, die mehr als ein Kind ihr eigen nennen.

Die fremde Prinzessin.

Von Heinrich Leis.

Verderblich war der lange, schneereiche Winter für das Waldgatter in den Bergen. Nicht allein, daß es lang stand mit dem Futter, auch die gewohnten Steige umlauerte plötzlich fremde Gefahr. Halb getaut und immer wieder gefroren, verhaschte der Schnee zu kräftigem Eis, neu herabschwebende Floden verhallten trügerisch die Felle, in der die schmalen Läufe des Rehwilds sich fingen und wund stießen. Durch die Eisbede brechend, mühsam wieder hochgeredt, Leid und Anklage in den schönen Mägen, flohen die scheuen Rudel vor der Menschennähe. Hilflos in Einsamkeit und Stille verendete manches Leben unter kaltem Glitzerthau der Raubtreifanten; andere Tiere, schon matt und wund, wurden von den Högern geborgen, oft zappelnd noch und heftig sich wehrend, da man sie, um die Schultern geschlungen, zu Tal schaffte in die Obhut des mit Streu gebedten Stalles hinter Schneemauern, als Schutzhäft-Gefangene während der Winterzeit.

In diesen Tagen fand der Knecht eines Gutshofs am Waldrand ein junges Reh, das der Hunger wohl aus der verschneiten Einsamkeit getrieben, das schon zu schwach, die tödliche Glätte des eisverhaschten Bodens zu bestehen, nahe der gefährdeten und doch Rettung verheißenden Menschenfiedlung kraftlos zusammenfiel. Er trug es heimwärts auf den Armen wie ein schlafendes Kind. Halb erstarrt war es schon, kaum kündete sich ein Zeichen von Leben in dem schlanken, ohne Widerstand an die Brust des Mannes angeschmiegteten Körper.

Der Knecht erregte mit seiner Beute freudiges Aufsehen im Gehöft; voll Jubel waren die Kinder über den seltenen Gast, streichelten das braune Fell und den schmalen Kopf. Der Bewalter indes, von dem das Ereignis eine sachliche Entscheidung verlangte, gab Weisung, das Rehlein vorerst im Kuhstall unterzubringen. Und hier, im warmen Dunst der Geborgenheit, auf weiches Strohlager gebettet, schlug der zierliche Gefangene wieder die Augen auf, sah staunend und verwirrt in ein neues, fremdes Leben. Die Kühe aber, die angeflamten Bewohner, schauten mit nicht geringerer Neugier nach dem Fremdling, als wärten sie den Gegenlag ihrer Stallumfriedeten, guten und nützlichen Massigkeit zu der graziosen, scheuen, ängstlich zitternden Schlankheit des Gastes, der in diesem zweckvoll gebundenen Alltagsbehangen etwas wie Wesen einer ohne Zwick sich selbst genügenden Schönheit verkörperte.

Das Rehlein wurde, kaum daß es sich in der Stallwärme ein wenig erholt hatte, zahm und gefügig. Es nahm die Milchflasche an, die man ihm bot, verfolgte mit klugen Augen die tagüblichen Hantierungen im Stall, das Melken der Kühe, und schien mit seiner Nachbarin, der Schwarzgescherten, die zärtlich wie auf ein junges Kalb ihren warmen Atem blies, bald gut befreundet. Doch nimmer vergaß es seine stolze und sichere, als Erbtitel des Waldes ihm angeborene Würde. Es blieb die fremde Prinzessin,

die sich leutselig in die Gesellschaft der sie Umwerbenden schied, deren Gedanken aber fern irgendwohin ins Unbekannte schweifen und die keiner aus der Sphäre der zufriedenen Nüchternheit ganz begreift.

Auch mit den Kindern hielt das Kleine gute Kameradschaft; sie kamen, es zu streicheln, ihm Lederbissen darzubieten, die es willig empfing. Es war auch ihnen die fremde Prinzessin des Waldes, ein Stück der großen, geheimnisvoll schaffenden Natur, und sie freuten sich an seiner Nähe, warteten glücklich, es zu lieben, sahen den Blick aus den runden, klaren Augen, darin es von so wunderbarer Sehnsucht glühte.

Inzwischen hatte der Frühling Einzug gehalten, das Eis war getaut, die Sonne leuchtete vom klaren Himmel, und langsam schmolzen Schneereise selbst im Walddunkel der Berge. Da richtete man dem Kleinen im Freien einen Pferd, an einer Ecke des Hofes unter Bäumen, daß es sich ungehindert bewegen und die warme Sonne auf dem Fell verspüren konnte. Es schien die Güte der Menschen, die ihm sein Los der Gefangenschaft erleichtern wollten, dankbar zu verstehen, war der Zärtlichkeit der Kinder, der Magd, die es mit Futter versorgte, freundlich zugetan. Zwischen den Gittern wanderte es umher mit seinem schlanken, federnden, zierlich tänzelnden Schritt.

Doch der Frühling erblickte heller und bunter ringsum, und die ewigen Stimmen des Waldes lockten von fern, die Vogelchöre klangen ein Jubellied der Freiheit. Da erglomm tiefer in den Augen des Kleinen die Sehnsucht nach dem Schattenspiel der Bäume, den duftenden Gräsern der Sommerwiese, nach den weiten Flächen des Lebens, die nicht Baum und Wände umschließen. Im Gehäule des Pferdes trachte es unruhiger einher, durch die Menschen, die zu ihm kamen, schien es hindurchzusehen, und wenn es schnuppernd über dem Futter stand, wußte es Hände streichend sein Fell durchstrahlen, gingen seine Gedanken weitab in das Traumreich der Erinnerung. Man meinte es gut, wollte alles, was man vermochte, ihm zu Gefallen tun und wußte doch nichts von seiner Seele, die fortstrebte in lichtes, heimatliches, frühlingshaft blühendes Land.

Ein Flehen war in den Augen des Kleinen, ein stummes, inständiges und hoffnungsloses Bitten; keiner, selbst die Kleinen nicht, mit denen es tummelnd jagte, verstand die heimlich brennende Qual, das Fernweh dümmelgrüner Waldweite. Wohl hatte der Verwalter längst geäußert, man solle das Tier, dem die Enge nicht behage, nun wieder in Freiheit setzen, doch der Gutsherr, der um die Anhänglichkeit seiner Kinder an das Kleine wußte, mochte sie nicht den Schmerz der Trennung fühlen lassen und glaubte, den Fremdling mäßig mit der milden Gefangenschaft zu versöhnen. Noch des Abends hörte er in ruhiger Freude die Kleinen beraten, mit welcher Überraschung sie am nächsten Morgen ihren zierlichen Gespielen erheitern wollten.

Da, eines Tages aber war der Pferd leer, die mächtig auf-rauschende Sehnsucht hatte den Fästling mit schnellendem Sprung über das mannshohe Gitter getragen, das ihn von der Heimat, von den seligen Waldgründen der Freiheit schied. Weinend rannten die Kinder in die Stube zurück; ihr Wintergesährte hatte sich davongemacht, böse und undankbar, so meinten sie in ihren kleinen, wehmütvollen Herzen. Und doch war in ihrem Schmerz schon ein halbes Verstehen, das Kleine, ihre fremde Prinzessin, sei einer anderen Welt zugehörig, die sich wie ein lieblicher Traum eine Weile ihnen schenkte, ehe sie zurückwand in die geheimnisvolle, lebendurchatmete Weite der nahen und ewig fernem Wälder.

Ein sonderbarer Auftrag.

Von Hans Schäfer.

„Wollen Sie für mich einen Brief besorgen? ...“
Ich blinnte erstaunt auf, ich hätte nicht erstaunt sein können, wenn der Fremde, der in höflicher Haltung vor mir stand, gesagt hätte: „Wollen Sie nicht für mich einen kleinen Raubmord begehen?“

Was soll man auch antworten, wenn man nachts um 12 Uhr im Wartesaal einer kleinen Umkleekabine landet und, kaum daß man Platz genommen hat, mit einer Frage überumpelt wird, die gemeinhin nur an Dienstmänner gerichtet wird? Den Frager, einen jungen Mann von knapp dreißig Jahren, schien das Befremden in meinem Blick wenig zu stören, denn er setzte sich mit einem knappen „... Sie gestatten? ...“ ohne Weiteres an meinen Tisch.

„Ich bin Deutsch-Amerikaner“, so begann er, „und stamme aus dieser Stadt. Vor fünf Jahren bin ich nach Amerika ausgewandert und wohne in Philadelphia. In wenigen Stunden fahre ich nach Amerika zurück. Ich habe hier auf eine Frau gewartet, auf ein junges Mädchen, das in dieser Stadt wohnt — auf meine Braut, müssen Sie wissen.“

Er machte eine kleine Pause, während ich schweigend auf das Kommende wartete. Der stetig vorrückende Zeiger der Bahnhofsuhr schien dem Sprecher neuen Antrieb zu geben, denn er fuhr einigermaßen eilig fort:

„Ich habe nur noch wenig Zeit, denn ich will den ersten Zug nach Bremen benutzen. Die Frau, auf die ich warte, kommt erst in zwei Stunden und da dachte ich — Sie warten doch auf den Berliner Zug, nicht wahr? — da dachte ich also, daß Sie der Frau diesen Brief übergeben könnten. Sie müssen wissen, daß mich meine Braut nach Amerika begleiten will. Gegen den Willen ihrer Familie, heimlich also. Ich bin eigens aus Amerika gekommen, um sie abzuholen. Sie ist einverstanden, sie hat, wie sie mir beim Abschied versprochen, fünf Jahre auf mich gewartet. — Ich warte auf dich, und wenn es zwanzig Jahre dauern sollte.“ — Ja, das waren ihre letzten Worte, damals, als die dumme Geschichte passierte, die mich über den großen Teich trieb. Ich bin an der Stadt, in der ich aufwuchs, dreimal vorbeigefahren, betreten habe ich sie nicht. Wozu auch? Die Hauptsache ist schließlich, daß das Mädchen mir die Treue gewahrt hat, nicht wahr? Alles andere Ich bin dreimal an der Stadt vorbeigefahren, ich sagte es schon. Man kann dabei die Straßen sehen, den Fluß und die alte Kirche. Das genügt für das bißchen Heimweh. Außerdem hat sich nichts geändert — das weiß ich aus ihren Briefen. — Sie ist also einverstanden. Wollen Sie ihr Kabele lesen? Sie hat gefaselt, ja wohl. „Ich folge Dir bis ans Ende der Welt.“ Das sind die wenigen Worte, die das Telegramm enthielt. Und nun“

Der Amerikaner machte eine Pause und sprach erst nach einer Weile zögernd weiter —

„... nun sind mir Bedenken gekommen. Sie werden es nicht verstehen — ich verstehe es ja selber kaum —, daß einer über das Meer kommt, um sein Glück zu holen und schließlich so zurückfährt, wie er gekommen ist, — allein. Aber es sind mir eben Bedenken gekommen, während ich hier allein saß. Da schrieb ich den Brief, den Sie Glauben Sie, daß man eine Frau mit Dollars glücklich machen kann? — Eine Amerikanerin vielleicht — kurz: die Sache ist die, daß ich Angst habe — Angst vor einem Ziel, für das ich fünf Jahre wie ein Kuli geschuftet habe. Es ist die Furcht zu enttäuschen — verstehen Sie mich? Das Mädchen hat fünf Jahre auf mich gewartet. Nach fünf Jahren Wartezeit, denke ich mir, muß ein Glück kommen, das riesengroß ist. Ich — so fürchte ich — kann ihr dieses Glück nicht geben, obwohl ich sie liebe wie am ersten Tag. — Das alles steht in dem Brief, den ich geschrieben habe, während ich hier wartete. Sie soll den Brief lesen und sich dann entscheiden. Ich hätte es ihr auch sagen können, gewiß, aber ich möchte, daß sie unbeeinträchtigt ihren Entschluß trifft, ohne mich zu sehen. Darum benutze ich den Zug nach Bremen, der in fünfzehn Minuten fährt. Bleibt sie bei ihrem Entschluß, so kann sie mir in zwei Stunden folgen. Ich erwarte sie in Bremen — die Fahrkarte habe ich beigelegt. — Wollen Sie mir diesen Dienst erweisen? Es wird für Sie nicht schwer sein, die Frau zu erkennen, da um diese Zeit selten jemand den Bremer Zug benützt. Sie wollen es also tun — ich danke Ihnen!“

— — — Es ist schade, daß mir der Mann aus Philadelphia seine Adresse nicht verraten hat. Ich hätte ihm sonst mitteilen können, daß die Frau garnicht gekommen ist.

Du und dein Schicksal.

Von Franz Mahle.

Die Schwachen schauen sich verängstigt um, wenn ihnen das Schicksal in den Weg tritt, und versuchen ihm auszuweichen. Die Starken mobilisieren ihre unterbewußten Kräfte — und warten. Darum ist selbst ein Schicksalsschlag für sie schöpferische Pause.

Ein blühendes Ahrenfeld an sich ist noch keine Erfüllung des Werdegedankens. Wind muß hineingreifen und die Halme biegen, die Ähren schütteln, wenn sie nicht taub bleiben sollen. — Das Schicksal muß uns zuweilen einen Sturm schicken, wenn sich unser Menschentum erfüllen soll.

Wenn wir auch nicht in die Zukunft sehen können; gewisse Weizenreife steht das Schicksal in Reichweite auf dem dunklen Wege vor uns auf. Mit allen Sinnen wach sein, und wir werden uns vor Fehlschritten bewahren!

Ein Unglück ist immer nur so groß, wie wir es sehen. Was tut's schon, wenn wir im Kampfe Wunden davontragen! Sich vom Schicksal nur nicht die Waffen entwinden lassen: einen erbitterten Willen zu neuer, aufbauender Arbeit. Wehe denen, die sich selber zu Kriegsgefangenen ihres eigenen Daseins machen!